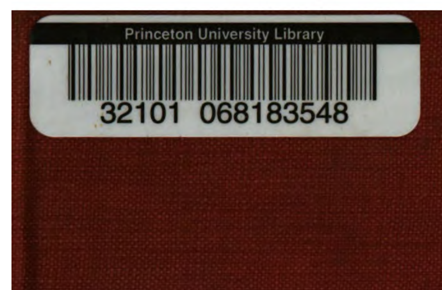
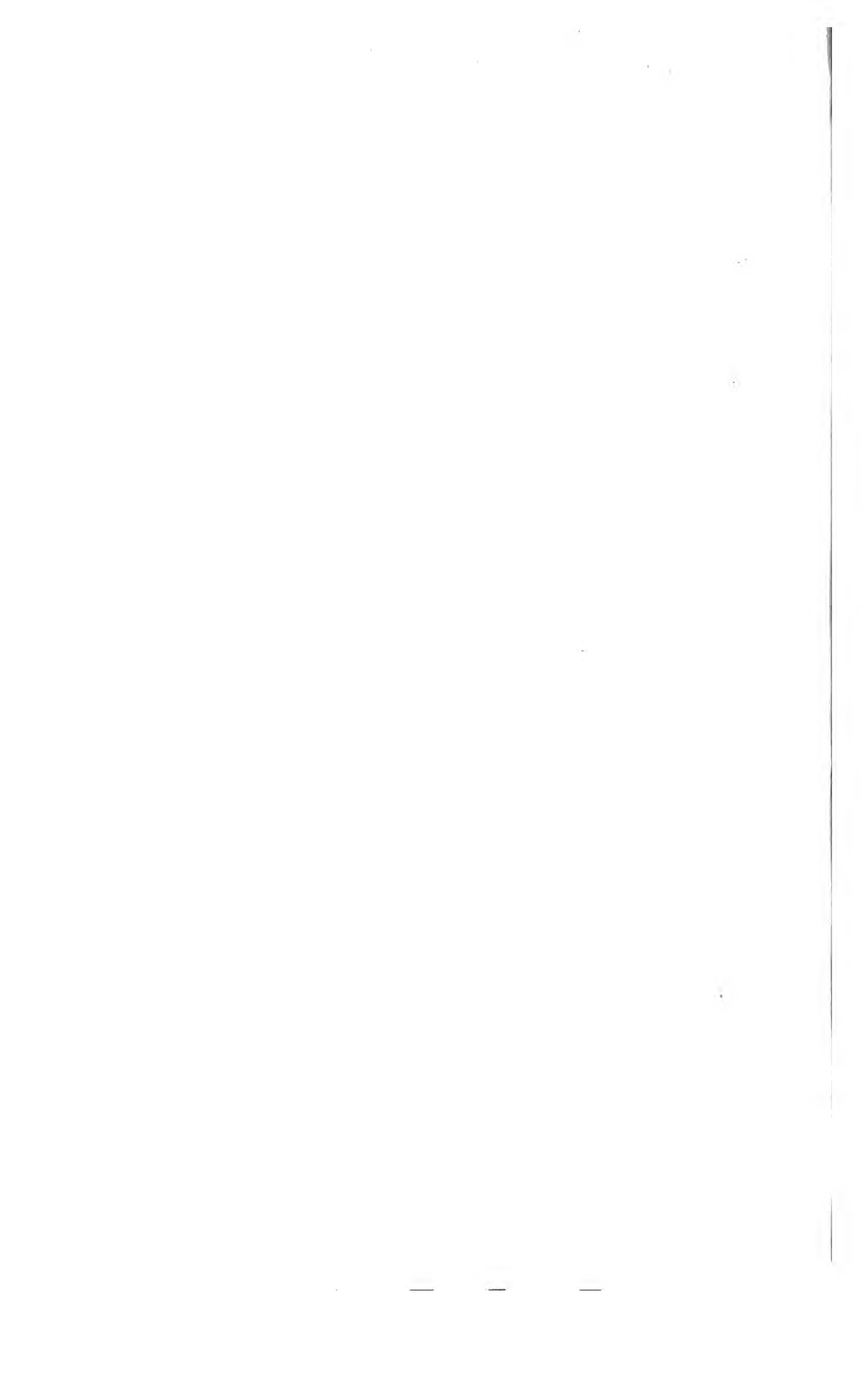
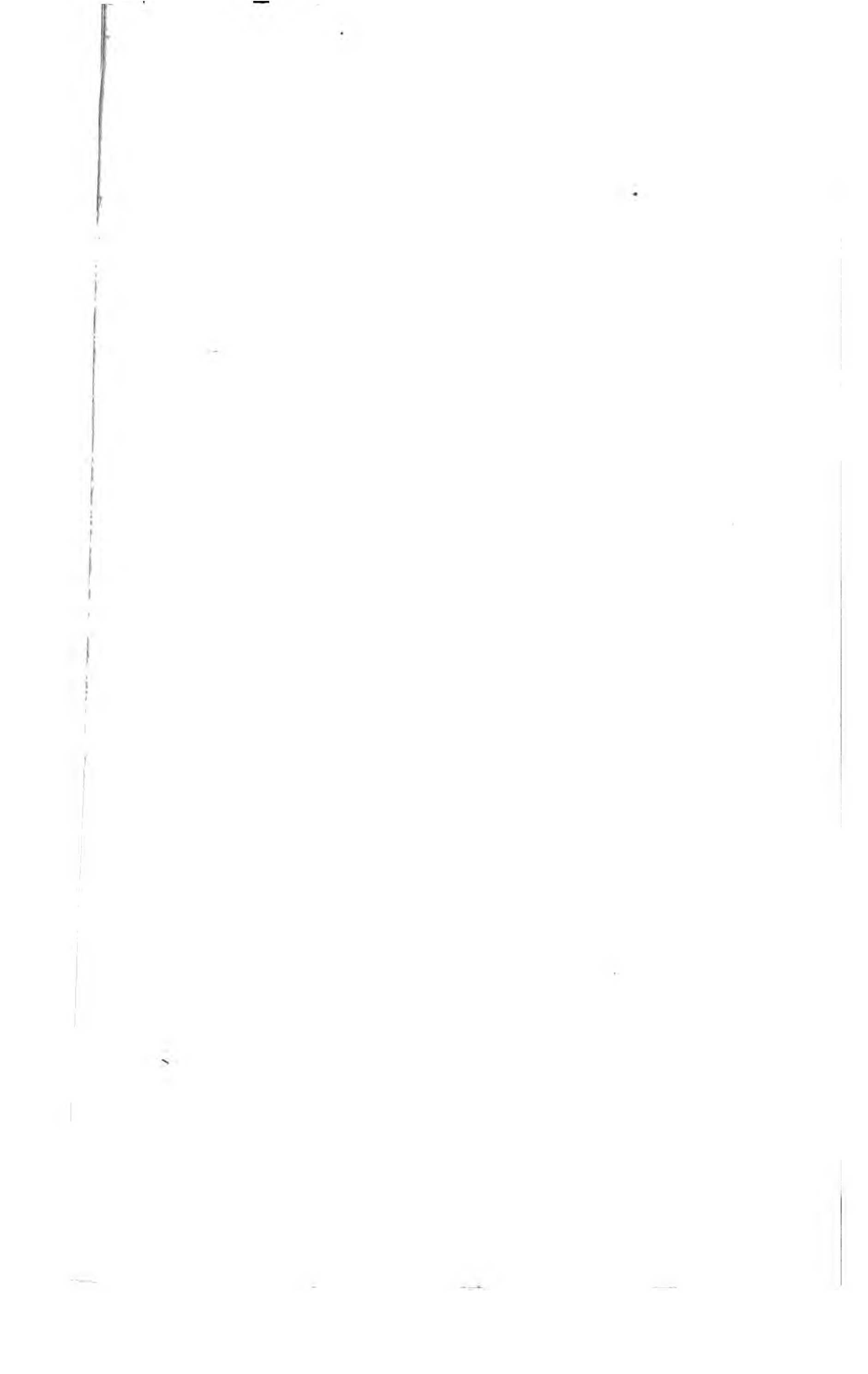

Princeton University Library
32101 068183548

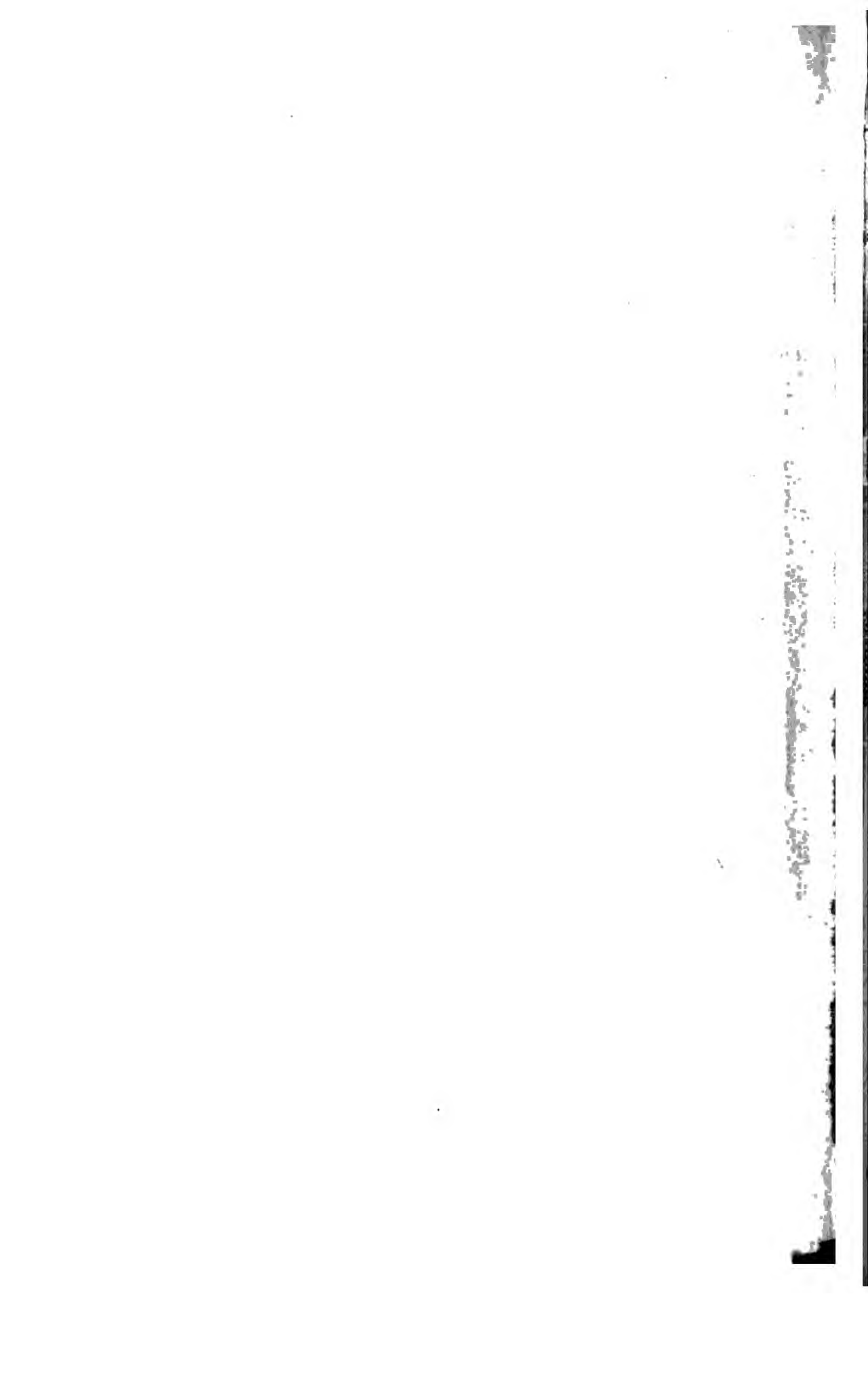



VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget









W. Fred

Wer nicht sucht — findet ...

Roman

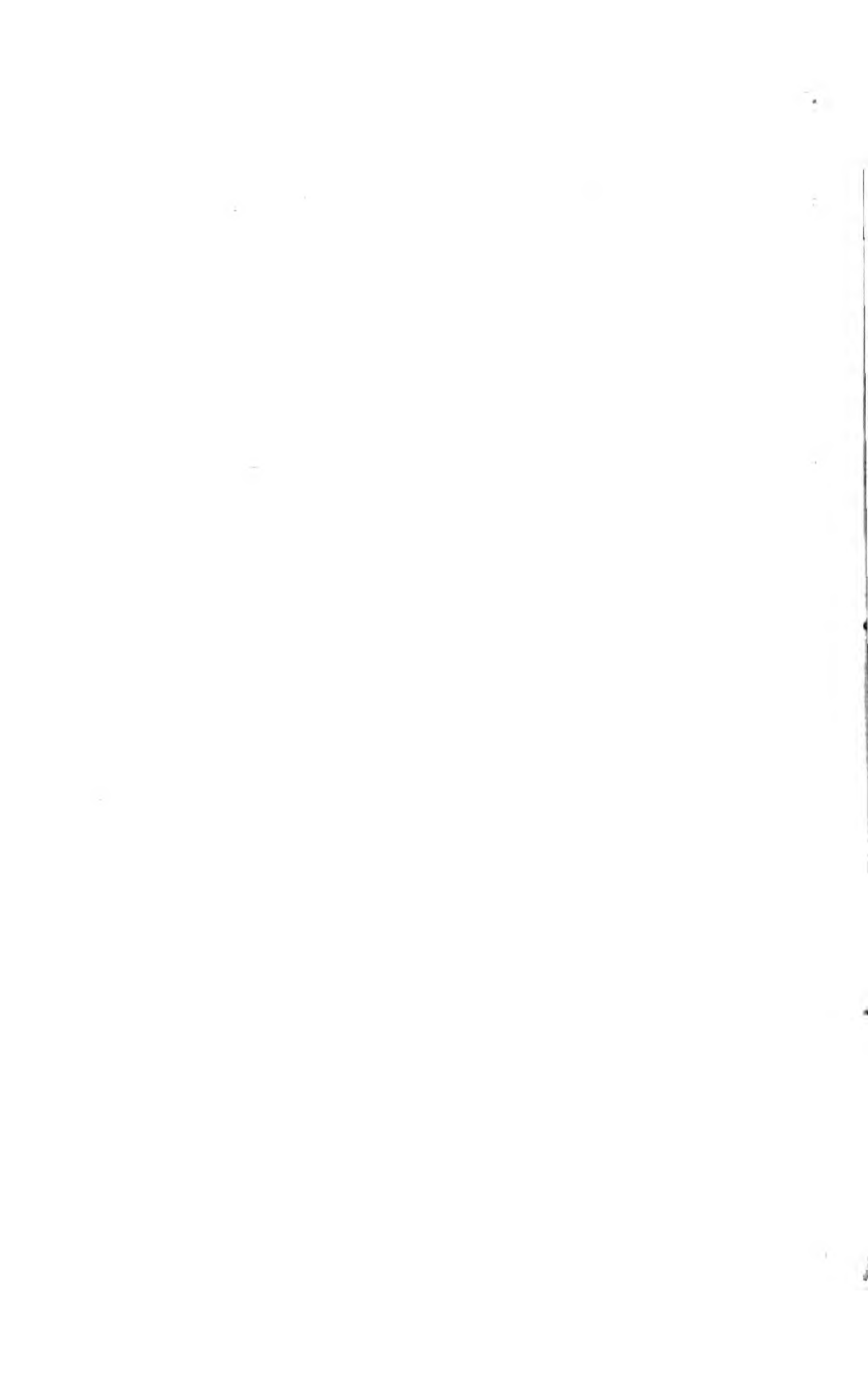
München bei Georg Müller



W. FRED

WER NICHT SUCHT, FINDET . . .

ZWEITE AUFLAGE



W. FRED

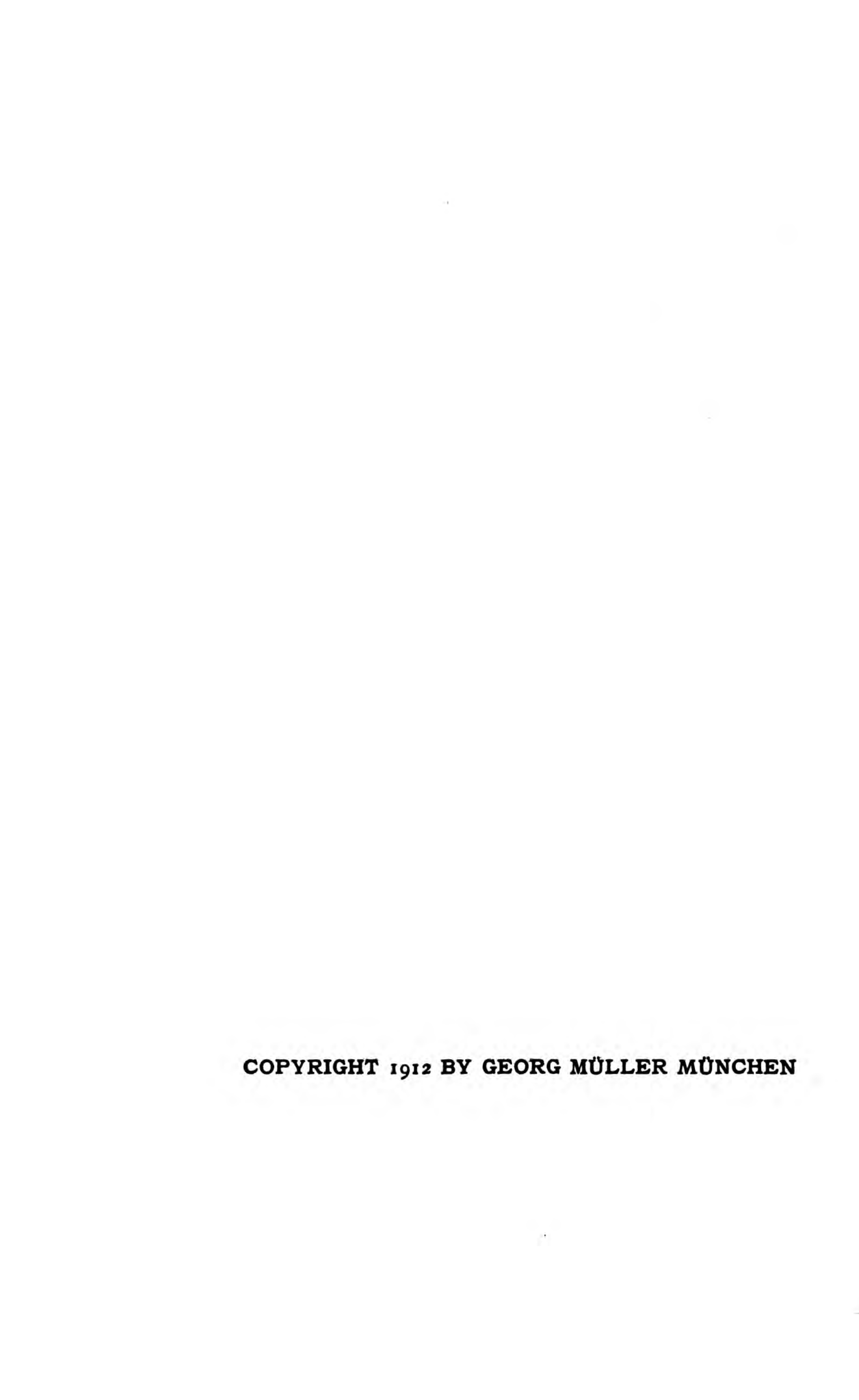
WER NICHT SUCHT, FINDET . . .

ROMAN

Alfred Wechsler

1912

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN



Es schien also Herrn von Engelhardt durch das Los der Götter bestimmt, dass er nun heiraten solle. Er musste sich eingestehen, dass alle es ihm gesagt hatten, alle Freunde und Verwandten, und er selber war sich ja auch längst in Gedanken klar geworden, hatte, so im allgemeinen, den Entschluss zur Ehe gefasst.

Wenn er nachts zu müde war, um zu arbeiten, und die Augen beim Lesen zu flimmern anfingen, er im Bett mit gelösten Gliedern lag, Dunkelheit und Stille seine Energie, die ihn sonst nicht recht zum unbeschäftigten Dasitzen kommen liess, eingeschläfert hatten, spielten die Gedanken oft genug, seit Jahren schon mit diesem Plan. Da baute er sein Haus draussen im Walde, richtete jedes Zimmer ein, sah seine Kinder im Garten — nur die Frau, die sah er nicht. Kein rechtes Bild wollte sich einstellen. Wie sie nicht sein durfte, das wusste er genau. Dafür konnte er auch Beispiele nennen, eine Heerschar. Aber die

Züge der rechten wollten sich nie zeigen, und wenn dann der Schlaf und darauf der klare Tag gekommen war, sprach wieder so vieles gegen diesen Versuch einer Ehe, die ihm alle predigten. Alle, wirklich alle. Die guten Bekannten, bei denen er gemütlich den Tee trank, und die ihm plötzlich, ohne dass eigentlich ein besonderer Anlass dazu gewesen wäre, sagten: „Na, Sie, Freundchen, Sie werden jetzt bald daran glauben müssen. Mitte der Dreissig sind Sie ja schon. Reizt Sie's nicht? Ein ruhiges Haus irgendwo mit einer jungen Frau und schönen Kindern?" Und so eine Bemerkung, zu der man schweigen und lächeln musste, gab dann eine unangenehme Stimmung für den einsamen Abend.

Und dann kamen die Verwandten. Vater und Mutter waren ja schon tot. Aber da sass ein Onkel oben auf einem Gut, ein fröhlicher Mensch mit einer reizenden Frau. Eigentlich mehr Vetter als Onkel. Wenn der jetzt nach Berlin kam und man bei Hiller sass oder bei Borchardt und die Frage des Weines erledigt war, der Kaviar in Stille gegessen und der Rehrücken aufgetragen, dann ging das Frühstück nie zu Ende, ohne dass der Onkel dahin zielte. „Heiraten," sagte er, „heiraten musst du, Junge! Wir haben dir doch wirklich Zeit gelassen, und du lässt dir doch wirklich zu

lange Zeit, glaube ich. Die Jahre im Regiment und dann bei den Gesandtschaften in Paris, London, sogar Konstantinopel, da muss man für sich allein sein, natürlich. Aber was willst du eigentlich noch? Willst gar den Ueberlegenen spielen und zu Hause vor Sehnsucht ächzen und mit einem treuen Hund spielen?" Bei solcher Rede wurde es dem Herrn von Engelhardt, trotz dem guten Frühstück, ziemlich leer und öde im Kopf und auch geradezu in der Magengegend, und er wusste nicht recht, was er sagen sollte. Denn eigentlich hatte der Onkel recht, wie die andern, da ihm selbst ja kein Tag verging, ohne dass er sich die Sache hin und her überlegte. Gott — Vermögen war ja da! Genug für einen Junggesellen, der die ersten Dummheiten hinter sich hat, im Klub nur noch Bridge spielt und an Monte Carlo vorbeizufahren gelernt hat. Also auch genug für zwei und dann noch mehr, welches „Mehr" ihm mit der Zeit als die Hauptsache vorkam, denn trotz allen Beziehungen, wenn auch die Karten mit den Einladungen zum Frühstück und Diner und Abend in Fülle jeden Morgen dalagen — das rechte, wirkliche Leben war's nicht, das er da führte. Das wusste er schon selber, und wenn dann der Onkel die Rede hielt, die richtige Rede des Ehemanns, der es gut getroffen

hat und mit einer reizenden Frau zusammen das Altwerden so hübsch erlebte, dass er's gar nicht spürte — da konnte der Herr von Engelhardt immer nur dazu nicken. Alles das hatte er sich ja schon selber gesagt.

Gott — der Beruf, die paar Stunden im Amt! Auf eine weite, grosse politische Karriere hatte er nie gerechnet. Kriechen und Streben verstand er auch nicht, Courmachen noch weniger — wenn's dann drei war, dann wurden die Stunden eben lang. Und wenn er um fünf im Sommer durch den Tiergarten ging, nach dem möglichst in die Länge gezogenen Mittagessen, da spielten die Kinder. Irgendeins war immer sehr hübsch, und da musste er sich zusammennehmen, um nicht sentimental zu werden. Ja, heiraten! Natürlich sollte man, e r hätte schon längst gesollt. Eigentlich schon vor den Dreissig. Aber jetzt war's bald Matthäi am letzten. Die Abende mit dem Diener allein zu Hause, trotz dem hübschgedeckten Tisch und der peinlichen Sorgfalt einer Junggesellenwohnung — sie fingen an, unerträglich zu werden.

Und seit nun gar im letzten Jahre diese Geschichte mit einer liebenswürdigen Witwe, der er, ohne je recht zu denken, dass etwas Ernstes daraus werden würde, den Hof gemacht hatte, ein schlimmes, sogar vielleicht lächer-

liches Ende dadurch genommen hatte, dass sie plötzlich, so zwischen Tasse Tee und Cherry-Brandy, ihm erzählt hatte, sie heirate einen andern — seit der dummen Sache beschäftigte ihn die Vorstellung einer Ehe immerwährend. Aber, soll man nun ein kleines Mädel heiraten, so eine, die eben hervor aus der Kinderstube kommt, im weissen Kleid auf die ersten paar Bälle geht, die berauscht ist von der Vorstellung des Herrn aus dem „Auswärtigen", Gardepremier und Ordensritter? Und dann nach den ersten schönen Monaten aufwachen und gewahren, dass die Kleine gar keinen rechten Ton findet? Und er auch keinen, weil sie alles noch durchzumachen, zu erleben hat, was er schon hinter sich hat, weil vor ihr der ganze lange Weg fast noch liegt und sie ihn noch gehen muss, den er schon zurückgelegt — auf die eine Art oder die andre? Nein.

Oder eine von den Selbstbewussten nehmen, von denen, die trotz der feudalen Stellung ihre Kurse in der Lessing-Akademie oder gar an der Universität durchgemacht haben, von allem und noch einigem mehr zu sprechen wissen? Na, sehr reizten ihn die nicht. Die hatten so ein sonderbares Lächeln um den Mund, wenn man mit ihnen sprach, so eins, das sagt: Wenn ich dich einmal hab', dann

richt' ich mir unser Leben ein. Oder gar eine von den Finanzleuten. Nun — Aufrichtigkeit ist eine Tugend —, es hätte den grossen Vorteil, dass das Vermögen wüchse, dass man sich manches gestatten könnte, und dass in einem gross geführten Haushalt die Dinge nicht so hart aneinandergeraten wie im kleinen Kreise. Aber da würde die ganze Existenz zu einer Aeusserlichkeit . . . Alle diese Möglichkeiten hatte er erwogen und auch durchgesprochen mit den wenigen guten Freunden, Männern und Frauen, die er sich in den fünf Jahren, die er nun doch schon wieder in Berlin zubrachte, erworben hatte. Und immer sagte man ihm: „Ach, was weiss ein Junggesell von der Zukunft? . . . Das kommt alles anders, wenn erst das Herz schlägt . . . und — du musst." Was er auch dagegen anführen mochte, die Freunde sagten: „Ja, es ist doch besser, alles ist besser, als wenn du plötzlich grau an den Schläfen bist, eine rasche Jagd nach der Frau noch einmal versuchen musst und es dann auf jeden Fall schiefgeht. Ob es dir dann überhaupt noch gelingt, du eine findest, die dann dich nimmt, nicht du sie, und die nach dem langen Warten sicher die falsche ist, oder der nie verheiratete Witwer bleibst mit dem ganz nett eingerichteten Leben — für die Augen der andern

— und der grossen Leere im Herzen . . . wie's dann auch wird: was zu spät kommt, ist immer ein Elend."

Da war ihm in den letzten Tagen ein Bruder seines Vaters immer wieder eingefallen, ein sonderbarer Mensch, der in Weimar lebte, seit er so um die Vierzig herum als Hauptmann von der Garde weggegangen war und sich nun nur noch um Kunstdinge kümmerte. Der war Junggesell geblieben. Und keiner wusste irgendeinen besonderen, bestimmten Grund, der ihm vom Heiraten abgehalten hätte, einen Korb, eine „Affäre" — nichts; dazu sehr reich und in den Augen des Herrn von Engelhardt das schönste Bild des Lebenskünstlers. Und als ihm die Abendstunden mit der „glücklichen Gattin eines andern" — so nannte er jetzt die liebenswürdige Frau, die er zu lange hatte warten lassen — empfindlich fehlten, Berlin ihm recht leer vorkam, entschloss er sich zu einem Ausflug nach Weimar. Und während der Schnellzug durchs Schneeland fuhr und er allein im Coupé in den Winter hinaussah, nahm er sich vor, in dieses Mannes Hände sein Schicksal — soweit derlei überhaupt geht — zu legen. Der hatte doch sein Leben ohne Ehe einzurichten gewusst, alles genossen, hatte den Krieg in den siebziger Jahren, die grossen Tage nachher

miterlebt und war dann, als ihm das Kriegspiel im Frieden nicht mehr als Lebensinhalt genügte, ein paar Jahre lang in der Welt umhergereist. Man musste, dachte er, nur an die Wohnung dieses Menschen denken, um zu wissen, wie wunderbar dieser Mensch es verstanden hatte, mit den Schicksalsmächten zu rechnen, sich nicht nur mit der Wirklichkeit abzufinden, sondern sich ein Glück aus den Verhältnissen, die ihm eben beschieden waren, zu schaffen.

Und dann eines Tags nach der kurzen Fahrt im D-Zug sass Max in der ernsten Wohnstube des kleinen Hauses, das der Onkel in Weimar bewohnte. Alte Möbel, hier gar keine Bücher, ein paar Vasen mit grossen Blumensträussen, eigentlich eher, wie man sich das Zimmer einer schönen, klugen alten Frau dachte, sagte sich der Besucher. Aber dann erinnerte er sich einer Woche, die er einmal in Weimar zugebracht und in der er alle Schätze des kleinen Hauses durchgemustert hatte. Das grosse, wunderbar lichte Zimmer mit den seltsam und stündlich verschieden schimmernden Teppichen und den hellen Holzschränken, in denen die chinesischen, die japanischen Vasen standen. Die kleinen Götter aus Korea und die mystischen Erinnerungen aus Java, die Schnitzereien aus Sumatra und nebenan die Bücherei,

die durch die ganze Tiefe des Hauses ging, so dass das Zimmer, durch einen Vorhang in der Mitte geteilt, immer Sonne oder Schatten haben konnte; wie man es gerade wünschte. Die Wände ringsum voll mit Regalen, auf denen die Bücher standen, jedes schön, gewissermassen zärtlich, nach seiner Art gebunden. Hier sah es nicht aus wie in der Bibliothek eines aus der Zunft, das war vielmehr die Sammlung eines Liebhabers, der jede Ecke und ihren Inhalt kennt, und der ihn denn auch dahin und dorthin geführt und ihm gezeigt hatte: „Siehst du, das sind die zwei Jahre, wo mich die Romantiker interessiert haben. Das sind die ersten Ausgaben mit den merkwürdigen Kupfern und dem Papier, das unsers lange überdauern wird.“ Und dann wieder an einer andern Stelle: „Da, hier, das ist die Erinnerung an die Zeit, wo mich einmal die Kostüme gerade eingefangen hatten; wie Masken, die doch auf uns wirken, erschienen sie mir . . .“

Der Onkel hatte nämlich manchmal sonderbare Worte aus einer andern Lebenssphäre, aus dem Schriftsteller- und Künstlerkreis, in dem er sich, seit er mit höherem Rang und Orden geschmückt aus der Armee geschieden, zu bewegen pflegte. Des Abends aber waren sie damals in jener Woche, als er dem Onkel nahegekommen war, stets in das Zimmer ge-

gangen, in dem des Onkels Lieblinge bewahrt waren. Es war ein grosser Raum, in dem nur zwei sehr schöne ledergepolsterte Stühle, ein tiefes Sofa stand, dann kleine Tische und die niedrigen Kästen, in denen die Schätze des Onkels lagen: Zeichnungen, Stiche, Radierungen aus aller Zeit und Welt. An diesen Schätzen des Onkels hatte auch der Neffe ein wenig sehen gelernt, was die italienischen Stecher, die niederländischen Radierer, die französischen Lithographen der letzten Jahre, die Alten mit der ganz feinen, edlen Nadel, die Jungen mit der Macht starker Impression auf die Platte geworfen hatten und was dann auf die schönsten Papiere abgezogen worden war, um ein paar Kennern feinen Genuss zu bereiten.

An diese Abende in dem Zimmer dachte der Neffe, während er den Onkel erwartete. Das war doch L e b e n, das der Onkel da führte! Dem ging keine Stunde leer dahin, keine auch ohne Wünsche. Und bei seinem eignen Leben war ja d a s, gerade d a s so arg, dass er manchmal und in den letzten Jahren immer häufiger erwachte und sich sagte: Ja, was soll der Tag nun bringen? Was der nächste und der übernächste? Ich wünsche mir keine Ehren, keine Erfolge . . . Und Abenteuer — nein, die gibt's für mich nicht mehr. Sich aber nichts mehr

zu wünschen, das war doch trostlos. Aber der Onkel, so viel Jahrzehnte älter als ich, der hat stets Wünsche, sucht, erwartet immer was . . . Da gab's ein Blatt in Amsterdam, einmal im siebzehnten Jahrhundert in dreissig Exemplaren abgezogen, danach jagte er förmlich; oder die Sammlung der ersten Drucke von einem früh verstorbenen Pariser, den der Onkel noch selbst gekannt hatte, und der ein merkwürdiger Mensch gewesen sein musste. Aus edlem Blut und dabei ein Krüppel, das Hässlichste sich zum Thema wählend und der begeistertste Freund des Schönen; und dann wollte der Onkel den und jenen kennen lernen, seine Art in naher persönlicher Berührung auskosten, und hatte deshalb Rendezvous in allen Teilen der Welt, für acht Tage oder ein paar Stunden, mit irgendeinem Künstler, der sein stets erregbares Interesse aufgeweckt hatte. Könnte er nicht auch so leben, auf diese Art? Da war doch keine Gefahr dabei, nicht eins jener schrecklichen Schicksale möglich, die er in Ehen manchmal gesehen hatte. Dass zwei Menschen so gar nicht zueinander passten oder, was noch schlimmer wäre, dass sie nicht voneinander loskommen könnten und, doch einander liebend, sich jede Minute des Tages mit Vorwürfen, mit Eifersucht, mit quälenden Worten peinigten, oder als Alp, das schreck-

lichste von allem, dass man Kinder bekäme, und die Kinder wüchsen dann heran und würden irgend etwas ganz andres, als man sich wünschte, und es wäre unmöglich, sie zu lenken, oder sie würden unglücklich, und man könnte ihnen nicht helfen und müsste Stunde für Stunde mit ansehen, wie sie einen verderblichen Weg gingen, man müsste sich sagen: Da ist Blut von meinem Blut!, und müsste sie doch verachten oder hassen oder gar leiden sehen und ihnen dabei nicht helfen können. Denn das wusste ja der Herr von Engelhardt aus seinem eignen Leben gut genug, dass man in so vielen Dingen niemandem helfen kann. War's nicht besser, sich ein Leben zu schaffen wie der Onkel? Allein sein, aber doch nur allein in dem Sinne, dass man nicht andrer Menschen Schicksal mitzutragen hat, nicht für Naher Leid verantwortlich ist und mit der Lust irgendeiner schönen Kunst sein Leben füllen. Dem Onkel in Weimar waren's die grossen Graphiker und ihre Blätter. Für ihn würde es vielleicht eher die Musik sein. Manchmal, wenn er in Berlin in der Oper sass, hatte er sehr gut gespürt: Da im Musikalischen ist eine Anlage in mir, vielleicht sogar eine starke, und es brauchte nur irgendein Anlass zu kommen und aus der leeren Anlage, die höchstens einmal einen flüchtigen Genuss herbeiführt,

wird eine Quelle fürs ganze Leben; und damit würden sich auch neue Menschenkreise eröffnen. Und indes er sass und dachte, sah er sich schon älter geworden, ein Freund der schönen Künste, der Musik im besondern, sah sich als eine Art freier Intendant, und er träumte von einem Fürsten, dem er raten könne, von jungen Künstlern, die er finden würde, und von einem Leben, bis an die letzte Grenze angefüllt mit schönen Dingen, ohne dass hässliche Leidenschaft, kränkende Szenen, quälende Pein Zutritt dazu bekämen. — —

Der Onkel stand jetzt im Zimmer, entschuldigte sich, dass er hatte warten lassen, und begrüsste ihn: „Bist lange nicht dagewesen, und ich weiss auch nichts Rechtes von dir. Die paar Stunden in Berlin letzthin, da schienst du ja nicht allzuviel Zeit für mich zu haben. Lebt sie noch, die dich damals so okkupierte?“

Herr von Engelhardt spürte, dass er verlegen wurde. Ja, das waren damals eben jene Wochen gewesen, in denen er sehr viel mit der kleinen österreichischen Witwe, die dann den andern genommen hatte, zusammen gewesen war und darum den Onkel an zweite Stelle gerückt hatte.

Aber der alte Herr half ihm über diesen Augenblick der Verlegenheit rasch hinweg. „Wie

immer — gut, dass du da bist, und zu sehen wirst du eine Menge Neues haben. Jetzt, wo ich älter werde, eigentlich schon ein Greis bin — also gut, gut . . . sind die Bilder und die Stiche ja meine einzige Ausgabe. Ein paar Blätter von Whistler hab' ich. Na, Junge, du wirst sie sehen, aber jetzt sollen wir zum Frühstück."

Während sie assen, sprachen sie natürlich von Familiensachen, Freunden. Der Onkel gefiel sich darin, die Figur des einen oder andern Verwandten ein bisschen zu ironisieren, und dann gab's ja auch hin und wieder Ernstes. Da war einer von der jüngeren Generation auf die schiefe Ebene geraten, und man hatte Mühe genug gehabt, ihn wieder halbwegs auf die gerade Bahn zu bringen. Erst als sie beim Wein waren, bei jenem letzten Glas schönen, gelben, alten Weines, den der Onkel zu trinken pflegte, wenn alle Speisen fortgeräumt waren, rückten die Seelen der beiden eigentlich aneinander.

„Und du, Max, wie ist's nun mit dir geworden? Kommst du Abschied nehmen? Willst du wieder in die Diplomatie hinaus? Hat dich der Ehrgeiz gepackt, die Weltgeschicke zu lenken, oder wohin geht dein Weg? Ich warte schon eine Weile auf deinen Besuch. Du bist

ja jetzt so an der Zeit, wo man sich entschei-
det."

Herr von Engelhardt wurde stumm. Da war nun das Gespräch, das er herbeiführen wollte. Gerade von den Dingen zu reden, war er ja gekommen. Aber nun durchschaut worden zu sein und so beim ersten Blick gestellt — das war doch bitter und liess ihm den Anfang hart werden. So sehr sah man es ihm also schon an . . .

Der Onkel rückte näher: „Junge, kein böses, kein trauriges Gesicht! Ich muss mir nicht viel überlegen, denn ich hab' oft an dich gedacht. Dreissig bist du vor einiger Zeit schon geworden, hast eigentlich, soviel einer vom andern eben weiss oder ahnt, nichts erlebt, was dich über deine Jahre hinaus alt gemacht, zum Abschliessen mit dem Leben gebracht haben müsste — also, warum die Traurigkeit, warum der Ernst? Hast du was angestellt, du? Ah, ich glaub' nicht daran, selbst wenn du's mir sagtest. Bist nicht der Mensch dazu. Hast das ruhige Blut deiner Mutter, dasselbe, das ich hatte, gewissermassen noch habe. Aber jetzt kommt Blut bei mir nicht mehr in Frage. Aber auch früher floss es langsam, bedächtig, und für rasch getane grosse Dummheiten waren wir beide eben nicht zu haben. Leider."

„Leider?“

„Ja, Junge, leider, weil's besser gewesen wäre, viel besser, einmal ein ordentliches Schicksal durchgelebt zu haben, von seinem seligen Anfang bis zum unseligen Schluss, bevor man dann in Weimar sitzt und sich mit der Kunst begnügt. Man muss so froh sein, wenn man dann noch den Weg findet, denn manche geraten ja auch auf den Wein oder werden lächerliche Freunde allzuinteressanter Frauen ... nicht unser Blut ... Ich hab' dich erwartet ... komm, wir wollen uns ins andre Zimmer setzen.“

Und dann waren sie ins andre Zimmer gegangen und hatten gesprochen. Max war auch noch den nächsten Tag dageblieben, und am Abend waren sie wieder in dasselbe Gespräch hineingeraten, obwohl sie eigentlich nicht mehr wollten, denn alles Nötige war ja schon gesagt. Als Max am dritten Tage nach Berlin zurückreiste, wusste er, dass auch dieser „Lebenskünstler“ mit allen seinen schönen Erinnerungen und den prachtvollen Kunstwerken und blumengefüllten Vasen, mit den Schränken voll Büchern, mit der scheinbar ganz ausgefüllten Existenz unzufrieden war. Einer, der alles, all die schönen Dinge gern hingeworfen hätte um eine Frau und Kinder. Natürlich, die rechte Frau hätte es sein müssen, und

dann wären's auch die rechten Kinder geworden, meinte er j e t z t. Merkwürdig war's, daran zu denken, dass dieser Mensch, dieser bestrickende Mensch, damals, als er vom Militär wegging und sein neues Leben anfing auf einer ganz andern Grundlage, dazu g e z w u n g e n war. Nicht aus einer freien, schönen Ueberlegung heraus hatte er es getan, in der man sich sagt: Das ist mein Weg und ist der schönste, sondern weil es z u s p ä t war.

Der Onkel hatte ihm sein Leben erzählt, und schliesslich war es gar keine so sonderbare Geschichte gewesen und jetzt Jahrzehnte her. Eine, die sich tausendmal alljährlich wiederholt, dass einer zu lange wartet, dann eine Enttäuschung erlebt, wo anklopft und abgewiesen wird, schliesslich die Rechte nicht mehr findet, sich auch nicht mehr traut und einsehen muss, dass er zuviel hatte haben wollen, beides nämlich: das ganz freie, ganz ungezwungene Leben und dazu, wenn man's genug hat, die Ehe mit der Frau, den Kindern und der Unsterblichkeit, die in ihnen erwächst. Und dass es das nicht gibt.

Nachdem der Onkel ihm aber das Vertrauen geschenkt hatte, hatte er ihn fest angepackt und es ihm so eindringlich gesagt, dass jedes Wort hart und fest in seinem Gedächtnis stand. Er hatte nie geglaubt, dass dieser Freund der

Künste, dieser Liebhaber schöner Worte und schöner Formen so heftig werden könne. Aber als ihm Max irgendeinen Einwurf gegen die Ehe gemacht hatte, war der Onkel ganz Feuer und Flamme geworden und hatte ihm von seiner Pflicht gesprochen, von der Pflicht des Menschen, seinen geraden Weg zu gehen, von der Jünglingschaft zu den Jahren des Uebermuts meinetwegen, dann aber ins Mannesalter hinein, und hatte ihm gesagt, dass alles, was er selbst treibe, nur Spielereien, Surrogate seien, und dass das Wirkliche das Haus sei, die Familie. Und hatte ihm die andre Seite seines Lebens gezeigt, die der Gast des Weimarer Hauses nie gesehen hatte, hatte ihm die Einsamkeit zwischen den Bücherregalen gezeigt, die Leere zwischen den Schränken mit den Reiseerinnerungen, und die Traurigkeit, die einen anfasst zwischen den paar Stunden, die man mit einem geistreichen oder merkwürdigen Menschen verbringt. Heiraten, heiraten, heiraten und junges Leben um sich sehen — das war immer wieder der Ton des Onkels gewesen. Und er hatte nicht abgelassen, hatte ihm sein wahres Leben gezeigt, das Leben, das Max für ein so schönes, für das Werk eines Lebenskünstlers gehalten hatte, und ihm die Illusion genommen, dass auf solchem Wege ein Glück zu erreichen sei.

Auf der Rückfahrt nach Berlin sass Max in einer Ecke, betrübt und eigentlich doch frischer, als er gekommen war. Eine falsche Meinung war ihm geraubt worden, dafür war er aber zu einem Entschluss gedrängt worden, und gerade von dem, der es doch wissen musste. Und nun wusste er auch, was er für den Augenblick zu tun habe. Der Onkel hatte ihm den Weg gezeigt, und der Versuch, den er nun zu machen hatte, reizte ihn. „Ja, in Berlin," hatte ihm der Onkel gesagt, „da ist nichts für dich, Junge. Da kennst du die Mädchen zu gut oder glaubst sie so gut zu kennen. Siehst die eine Seite und meinst, die andre ist aus ihnen nicht herauszuholen. Mach's, wie ich's getan habe — das heisst, wie ich's zu spät getan habe. Mach' du's zur rechten Zeit. Geh auf Reisen! Hat auch das Gute, dass dich später die Sehnsucht nicht plagt, wenn du einmal mit Frau und Kindern festsitzt und nicht mehr weit fort kannst. Lass die Koffer packen, nimm einen Urlaub für ein Jahr und zieh los. Wir haben schon Winter, unten in Aegypten muss es jetzt schön sein. Wenn ich an die Sphinx im Mondschein denke — ich ginge mit, wenn die Knochen nicht zu mürbe wären. Na, jedenfalls musst du allein gehen. Und bring eine mit, eine, die zu uns passt, zu den Menschen aus deiner Mutter Schlag mit dem ruhi-

gen Blut und der sicheren Festigkeit, oder auch zu denen aus deines Vaters Blut, zu den Starken, zu den Drauflosgehern, den Rittern. Aber die sterben aus, wenn sie nicht schon ausgestorben sind. Und vielleicht glückt's dir, eine zu finden, die nicht, wie du sagst, ein Lächeln um die Lippen hat; und dann müsst ihr Hochzeit in Weimar feiern. Ein Jahr will ich noch leben."

Das waren so ungefähr die Abschiedsworte gewesen, trotzdem sie dann noch über manche gleichgültige Sachen gesprochen hatten. Dann, im allerletzten Augenblick, nachdem der Onkel sich schon verabschiedet hatte — Max wollte mit dem Abendzug fahren, und der ging recht spät —, brachte der Diener noch ein Kuvert mit einem Brief, und in dem stand noch einmal ganz kurz der Rat des „Lebenskünstlers": „Mach's nicht wie ich!" Dabei aber lag ein recht anständiger Kreditbrief, der wirklich für eine Weltreise langte; und der Onkel bat, wenn Max es auch nicht nötig habe, dieses frühzeitige Legat nicht übelzunehmen, es sei dem Neffen sowieso seit lange zugedacht gewesen, und wenn dieses Geld zu gutem Ende führe, dann sei endlich einmal wieder sein Geld zu was gut gewesen.

Ein Ueberlegen gab's nun nicht mehr. Im Amt, auf die Bitte um Urlaub — das gewisse höfliche Bedauern. Aber Herr von Engelhardt, der es verlernt hatte, sich in hellerem Lichte zu sehen, als das war, in dem er stand, konnte sich selbst nicht verhehlen, dass eine Lücke kaum entstand. Gibt's überhaupt Lücken für Mittelmenschen? Das war ja das Trostlose . . . Aber nicht viel denken jetzt . . .

Abschiedsbesuche. Fast bei jedem der gute Rat, von der Reise eine Frau mitzubringen. Von diesem Gedanken war also nicht lozukommen, und er selbst spielte auch immer mit ihm. Nein, jetzt war es mehr, er gestaltete ihn zu ernster Absicht, baute sich eine helle Zukunft auf, und die Phantasie modelte an dem Bilde der Frau herum, die er sich suchen wollte. Manchmal wurde es ihm aber da wieder sehr eng ums Herz. Es war doch schwer, so hinaus auf Reisen, auf die Suche, die so leicht eine Irrfahrt werden konnte, zu gehen und in einer fremden Umgebung die Lebensgefährtin fin-

den zu wollen. Fürs Leben sollte es ja dann sein. Oft musste er sich sagen: Früher wäre es gescheiter gewesen. Damals, als er noch in den vielen Familien seines Standes verkehrte und von den Mädchen, die in Betracht kommen konnten, eigentlich all ihr Erleben, soweit ein andrer das sehen kann, hatte wissen können, gewusst hatte. Aber jetzt wäre es zu der Art zu spät gewesen. Auf Bälle gehen — nein, man setzte ihn ja schon prinzipiell neben junge Frauen — und tanzen! Das ging wirklich nicht mehr. Schliesslich — sagte er sich — machen's manche Familien mit ihren grossen Töchtern jetzt geradeso. Wenn die jungen Damen jetzt ein paar Jahre durchgetanzt haben, geht man auf Reisen. So wie er. Also packen und dann in den Luxuszug nach Italien hinunter. Vor zehn Jahren war er das letztemal dagewesen.

Und am ersten Morgen, während der Zug schon von München dem Süden zurollte, wurde ihm zum ersten Male nach langer Zeit wohler. Mit einem ganz heiteren Gefühl sagte er sich: Jetzt kommt wieder so eine Zeit wie damals. Florenz, Rom und fast auf jeder grösseren Station ein verlockendes Erlebnis, Begegnung mit Mann oder Frau. Es musste nicht immer ein verliebtes Abenteuer sein. Ein paar Stunden Gespräch oder auch ein paar Tage gemeinsame

Fahrt; allein war er damals eigentlich nie gewesen, das wusste er noch.

Aber die Zeiten waren wohl andre. Oder hatte er gerade diesmal Pech? Es wurde Mittag, man rief zum Lunch, und er war noch immer allein geblieben, hatte in dem grossen Fauteuil in dem Salon gesessen und Zeitung gelesen. Eigentlich niemand da, mit dem man auch nur ein paar Sätze sprechen konnte. Es schien ja, als ob jeder eine Eiskruste um sich legen wollte. Zwei oder drei einzelne Herren, die auch im Zuge mitfuhren, waren auch in ihre Zeitungen vergraben. Keiner sprach den andern an, und als ein ganz junger Mensch einmal recht höflich den Versuch einer Ansprache gemacht hatte, war ihm von allen Seiten sehr kurz geantwortet worden. Und die Familien, wo es Frauen gab oder gar Mädchen — da war erst recht eine weite Distanz gelegt. Man sah's ja beim Essen. Die Leute sassen ruhig nebeneinander, sehr höflich, sehr liebenswürdig, sehr zuvorkommend. Aber ein Gespräch wollte nicht kommen, und so verging dann auch der Nachmittag. Eine halbe Stunde sehr angeregten Gesprächs mit einem Franzosen, der eine kurze Strecke mitfuhr und keinen andern Platz als im Konversationssalon gefunden hatte — das war alles. Als der aber dann ausgestiegen war, blieb Herr von Engel-

hardt wieder dem Baedeker und seinen trüber werdenden Gedanken überlassen, bis er dann ganz spät am Abend ausstieg.

Und wie in der Eisenbahn, so ging es auch in den Städten, den Hotels in Mailand und Florenz, in Siena, überall, wo er ein paar Tage blieb. Es schien, dass er ausserhalb der andern stand. Die ganz jungen Leute, die fanden sich bald zu Scherz und Flirt, ihnen floss das Blut leichter, und die Zunge ging schneller, und sie hatten auch keine Angst davor, einmal ein wenig ausgelacht zu werden, eine Zurückweisung zu erfahren. Er aber ging mit seinem Reisehandbuch in der Frühe weg, sah die vorgeschriebenen Kirchen und Galerien an und fror. Im wirklichen Sinne und auch in der Seele. War das die erwünschte Reise? Konnte das zu einem Zweck führen? Italien schien wahrhaftig nicht zu sein. Es wirkte auch nicht mehr ganz gross auf ihn. Er kannte zu viel oder zu wenig, und am Abend im Hotel, wenn die andern sehr müde vom vielen Sehen waren und froh, dass sie nicht sprechen mussten, suchte er Anschluss, fand den rechten nicht und bedauerte eigentlich, von Berlin weggefahren zu sein. Da gab es doch wenigstens Freunde, Frauen von Freunden, mit denen man manchmal reden konnte, den Stammtisch in der gemütlichen Weinstube. Aber die zwei

Wochen jetzt hatte er — mit Ausnahme von Kellnern und Droschkenkutschern, Leuten, die Geld von einem haben wollten, im besten Falle irgendeinem Hoteldirektor — mit keinem Menschen ein paar Worte gewechselt.

So es weitertreiben — das hatte keinen Sinn, war eine Sünde gegen den Onkel und das beste Mittel, nach zwei Monaten zurückkommen als ganz eingefleischter Junggesell. Also weitergehen. Weiter hinunter, wo noch nicht alle Welt reiste, wo schon die blosse Tatsache, dass man da ist, einen in eine gewisse nähere Beziehung zu den andern bringt, und vor allem weg aus Europa. Dort war man jetzt zu höflich, zu sehr mit der eignen Gesellschaft zufrieden. Ein buntes Bild von Aegypten, einem schmalen Boot, das langsam den seichten Nil hinabfuhr, indessen am Verdeck alle die Menschen in fröhlichen Gruppen sprachen, brachte den Entschluss. Zuerst lachte er selbst. Natürlich, ja, die Bilder, auf denen ist jeder Tag auf dem Meer sogar ein Fest, alle Leute sind nett. Die Wirklichkeit wird wohl auch anders sein, aber schliesslich, versuchen konnte man's. Da bekam er wenigstens Neues zu sehen, wurde vom ewigen Grübeln abgelenkt.

Und so stand er eines Tags ganz vorn an der äussersten Spitze des Schiffes und sah auf den Hafen von Genua, der weiter und immer

weiter hinter ihm sich zu entfernen schien, ein schönes Bild, das froher stimmen musste. Er wollte es auch als ein gutes Vorzeichen nehmen, dass er schon auf dem kleinen Dampfer, der die letzten Reisenden auf das grosse Schiff gebracht hatte, ins Gespräch mit einer Familie gekommen war, die auch nach Alexandrien hinunter wollte. Und es war ganz natürlich, dass er sich dann später nach den ersten Augenblicken, nachdem man den scheidenden Hafen — denn so sah es aus, als ob der Hafen schiede und nicht das Schiff — betrachtet und sich dann in der Kabine eingerichtet hatte, zu den Herrschaften gesellte, die er auf dem Tender gesprochen hatte. Die waren: ein alter Herr, aber noch sehr jung in seinen Bewegungen, und seine Frau, trotzdem sie so wie seine Tochter aussah, kaum dass man sie für eine von fünfunddreissig Jahren gehalten hätte. Aber da war noch ein junges Mädchen mit. Sehr jung, achtzehn, neunzehn. Aber man musste doch an der Aehnlichkeit mit beiden sehen, dass das die Tochter sei. Uebrigens war auch der Ton danach, die Art, wie das junge Mädchen zu dem älteren Herrn sprach, und die überlegene Weise, in der die Frau alle Anordnungen selbständig traf, ohne die jüngere um ihre Meinung zu fragen. Wäre sie Schwester oder nur Reisebekanntschaft, Freun-

din, dann hätte es doch mehr als einen Willen gegeben . . . Uebrigens, Herr von Engelhardt musste sich nicht lange den Kopf zerbrechen. Als man zum Lunch rief, forderte man ihn auf, den gleichen Tisch zu wählen, und damit war nun auch die Gelegenheit zu gegenseitiger Vorstellung gegeben. Er hatte richtig geraten. Er, Grossindustrieller aus der Rheingegend, die Frau aus dem Norden, aus Königsberg, was man schon der Aussprache anhörte, und das Mädchen wirklich die Tochter. Man sprach auch davon, wie oft die beiden Frauen für Schwestern gehalten würden. Natürlich erwähnte das die ältere, die Mutter. Die Tochter hatte bei aller Ruhe und Zurückhaltung ein kleines Lächeln bei derlei leisen Andeutungen, die sich auch später wiederholten, während der Mann sehr stolz auf die Jugend seiner Frau hinwies. Man hatte eben früh geheiratet, das Kind war im ersten Ehejahr gekommen, und schwere Dinge hatte das Leben nie gebracht. „Da kann man jung bleiben!“ sagte mit einiger Koketterie Frau Niemann. Vielleicht waren die schweren Dinge ihr auch alle ferngehalten worden und hatten bloss die Haare des Mannes weiss gemacht. Immerhin, es schienen glückliche Leute, die einander verstanden, und es war kein Grund, anzunehmen, dass hinter den lächelnden Gesichtern irgend

schwere Sorgen oder Widersprüche der Charaktere, Kämpfe der Naturen lägen. Der Herr Niemann war stolz darauf, an dem neuen Deutschen Reich und dessen Reichtum auf seine Art mitgearbeitet zu haben. Und da ihn alle gern gewähren liessen, erzählte er, während noch das Frühstück andauerte, von seinen Eisenwerken und der Schar von Leuten, die seine Maschinen bedienten und bewachten, und er schien stolz darauf zu sein, trotz seinen Jahren nicht zur alten Art zu gehören, den Arbeitern ihr Recht zu lassen, was für sie zu tun, ihnen Häuser zu bauen, im Sommer Urlaub zu gewähren. „Fast wie wir können sie leben," meinte er. „Das Jahr über arbeiten — ich tu's ja auch — und dann Ferien. Bei mir sind die Ferien ja jetzt zweimal im Jahr und etwas länger. Das kommt so, wenn einem der liebe Gott den Segen ins Haus schickt, und auch sonst; ich will nicht den armen Mann spielen, ich kann für meine Leute schon was tun. Den beiden Frauenzimmerchen da geht's nicht schlecht. Aber wenn ich denke, wie's die Arbeiter hatten, als ich anfing, in denselben Werken, die heute mir gehören, da darf ich doch sagen, wir haben was zugelernt, gelernt, dass es mit der Macht allein nicht geht, dass wir die Menschen mit dem Hunger, mit der Not und dem Zwang nicht an der Leine halten sollen

und dürfen, und ich kümmere mich auch keinen Pfennig darum, ob sie einen Sozialisten wählen. Tun sie auch! Ich bin grässlich durchgefallen bei den Reichstagswahlen. Vielleicht haben Sie es sogar gelesen. Na, macht auch nichts. Dafür kann ich jetzt nach Kairo zur Sphinx. Den Baedeker habe ich schon ordentlich im Leibe." — Er steckte sich eine grosse Havanna an, während Herr von Engelhardt sich seine Zigarette anzündete und mit dem Mädchen ein Gespräch zu führen suchte. Aber das schien immer zur Mutter hinüberzugleiten. Wollte die das? Nahm sie das schöne Mädchen noch als Kind, oder konnte sie ihre eigne Jugend nur noch nicht zurückhalten?

Der Vater war aufs Promenadendeck gegangen, die beiden Frauen und Herr von Engelhardt besichtigten das Schiff.

„Es hat dem Papa doch einen Stoss gegeben, dass sie ihn nicht gewählt haben," sagte die Tochter. „Ja, eine Enttäuschung war's. Er hatte für die Leute so viel getan, und wenn er auch sagt, dass er sie begreift, er war doch ganz sicher, dass sie's ihm nicht vergessen würden, ihn bei der Wahl nicht . . . Aber wir wollen ihn schon aufheitern unten. Er ist ja bis jetzt nie recht zur Erholung gekommen."

Herr von Engelhardt schwieg zu diesen Aufklärungen. Es schien ihm auch etwas son-

derbar, dass man dem Fremden so rasch das letzte Ungemach, das einem zugestossen war, mitteilte. Die Frau bemerkte die Zurückhaltung. „Sie müssen uns verstehen, Herr von Engelhardt, wir sind ja nicht aus Ihren Kreisen, und es ist gut, dass i c h Ihnen das jetzt in aller Ruhe sagen kann, denn sonst täte es mein Mann unfehlbar in der nächsten Stunde, als Demonstration sozusagen. Er legt Wert darauf, ein Bürger zu sein, will nicht mit den andern verwechselt werden, die höher hinaus wollen, das Vaterhaus und die Mutterhand vergessen. Er hat sich auch plagen müssen, und wenn ich eine oder zwei kleine Reisen nicht rechne, so ist's jetzt das erstemal, dass er von seinem Werk wirklich weggeht, ohne dass Tag für Tag und vielleicht Stunde für Stunde Briefe und Depeschen ihn einholen, ihm Sorgen machen, ihn nicht zur rechten Freiheit kommen lassen. Erst jetzt nach dem Unglück bei der Wahl, hat er sich entschlossen und hat die Leitung für eine Zeit aus seiner Hand gegeben und geht jetzt mit uns, während er früher mich und die Kleine — ja, ich sage immer noch die Kleine — allein nach Italien oder nach der Riviera schickte und zu Hause im Kontor geblieben ist."

Herr von Engelhardt beeilte sich, zu versichern, wie gut er den Standpunkt des Herrn

Niemann begreife, und erwähnte auch, dass er Freunde gerade in diesen Kreisen habe, und dass ihn sein Amt, die Beschäftigung im Gesandtschaftsdienst, oft mit derlei Dingen in Berührung gebracht habe, dass er sicher nicht zu jenen Herren gehöre, die das Wörtchen „von" vor jedem Namen ängstlich suchen.

Inzwischen hatte man den Salon besehen, auch den schönen neuen Flügel, die Bibliothek bewundert und sich auf Deck in den grossen Stühlen bequemen Platz gesucht. Herr Niemann selbst sass auch schon mit ausgegangener Zigarre in einem Korbstuhl, den Baedeker vor sich, aber die Augen geschlossen. Das Gespräch ging freundlich, liebenswürdig, glatt zwischen den Frauen und dem neuen Bekannten hin und her. Manchmal kam Herrn von Engelhardt wieder der Verdacht, dass die Mutter ihre Rechte einer „schönen Frau" nicht abgeben wolle, aber dann sah es wieder ganz so aus, als zöge sie sich mit voller Absicht zurück, liesse dem Mädchen alle Möglichkeit, den rasch gewonnenen Freund zu bestricken, zu gewinnen, rückte sich in ihrem Stuhl zurück und tat so, als ob auch sie die Müdigkeit des sonnenschweren Nachmittags übermannt hätte, und in diesen Augenblicken wurde das Mädchen auch lebendiger, freier, ganz anders. Ihr Bild näherte sich dann dem jener jungen

Frauen, die Herr von Engelhardt in Berliner Gesellschaften gesehen hatte, und das Gespräch glitt manchmal in Tiefen oder rührte an Dinge, von denen ganz junge Mädchen aus Provinzstädten sonst nicht sprechen. Nicht, dass Fräulein Agnes irgendwie frivol gewesen wäre oder auch nur im leisesten vergessen hätte, dass sie ein junges Mädchen sei und mit einem Diplomaten von Rang und einigem Alter spräche. Aber sie wurde doch mokant, wenn der Blick zu Reisegenossen führte, die nicht gerade die besten Manieren hatten, und sie sprach recht ungeniert von einer schönen, sogar sehr schönen Frau mit roten, sogar sehr roten Haaren, um die sich ein alter Herr unaufhörlich bemühte. Es war ganz lustig, dem kaum erwachsenen Kinde zuzuhören, wie sie die Dame aus der anderen Welt verspottete, wie sie sich darüber lustig machte, dass keine Decke genügte, dass sie ihre Glieder so lange nicht in die rechte Lage bringen konnte, bis es ihr schliesslich doch gelungen war — Fräulein Agnes erwähnte es ganz unschuldig — die durchbrochenen Strümpfe allen, die dafür Sinn und Verständnis hätten, herzuzeigen. Dabei war gar keine Gehässigkeit oder gar bürgerliche Verachtung gegen die rotblonde Dame in dem Geplauder, dem Herr von Engelhardt nicht ohne Verwunderung zuhörte. Eher galt der Spott dem

Herrn, und beinahe hätte sie einmal das Verhältnis der beiden mit dem richtigen Namen genannt. Aber dann rettete sie ihre Zunge doch wieder zurück, und fünf Minuten später war sie wieder ganz das von derlei allem Anschein nach unberührte, junge, sehr gut erzogene Mädchen, das von vielen Dingen des Lebens noch gar nichts weiss und mit blauen, wirklich schönen vergissmeinnichtblauen Augen auf das Meer schaut und aufspringt, wenn ein Zug Delphine sichtbar wird.

Die vier Leute waren zusammengeblieben, nicht nur auf dem Schiff. Auch in Kairo, im Geziréh-Hotel, bei Spazierfahrten oder bei morgendlichen Ritten, wenn Agnes auf einem milchweissen Pony durch die Wüste trabte und Herr von Engelhardt sich des schönen arabischen schwarzen Rosses erfreute. Natürlich, Mama und Papa waren immer dabei im Wagen nebenan. Auch sonst — es war kein Wort je zwischen den beiden gefallen, das irgendeine besondere Intimität gezeigt hätte. Nur wussten beide jetzt schon recht viel voneinander, denn es kam doch vor, dass man bei einem Ausflug einige Stunden im Wagen oder auf dem Pferde nebeneinander sass und in die Sandwüste hinausblickte, in dieses unendliche gelbe Meer, dass dann die Sonne blutrot sank, und dass Max weicher wurde, als er es in seinen andern hellen Stunden der Zurückhaltung war, und dann von seinen frühgestorbenen Eltern, von dem Onkel in Weimar erzählte, oder dass Frau Niemann oder ihre Tochter von

ihrem Leben berichteten. Wie sie eigentlich jetzt doch ziemlich allein auf der Welt seien, seit in kurzer Frist hintereinander ein Bruder und ein Schwager und dann deren Frauen rasch, wie von einem unabwendbaren Schicksal, das in einer Familie aufräumen will, hinweggerafft worden waren, und die drei, die bis dahin in ihrer kleinen Stadt gewohnt waren, nur im Familienkreis zu verkehren, sich allein fanden. Deshalb auch die lange Winterreise. Denn man war schon Monate unterwegs und fürchtete sich immer noch vor der Heimkehr. Sie brachte sie zwar in ein schönes Haus, aber in ein leeres Haus, an dessen Tür selten einer klopfte; und wenn Besuch kam, so waren's ferne Menschen, und Agnes hatte auch nicht Lust, mit den Offizieren der Garnison zu verkehren, die in der Stadt lag, und die sonst viel Fröhlichkeit in die Häuser der Stadt brachten. Andres als Offiziere und Kaufleute gab es aber nicht, und Agnes hatte viel gelesen, viel gelernt, an der Schwägerin ihrer Mutter eine Begleiterin ins Reich der schönen Künste, vielleicht auch des wirren Lebens gehabt und versicherte jetzt oft sehr traurig, dass sie mit den Leuten in der Heimatstadt, so sehr sie sie auch schätze, nicht verkehren könne.

„Was soll ich Ihnen sagen,“ erzählte sie

einmal Herrn von Engelhardt, als man wieder, schon zum dritten- oder viertenmal, in der Nacht, in der mondhellen Nacht, von der Sphinx, in die beide sich förmlich verliebt hatten, nach dem Hotel zurückfuhr, „was soll ich mit Ihnen sprechen? Rede ich von den Dingen, die mich angehen, von einem neuen Buch oder so, dann halten Sie mich für überspannt, wenn es nicht gerade der landläufige Roman, das übliche Allerweltsthema ist, und finde ich eine Dichtung schön, die in der ‚Kölnischen Zeitung' abgetan worden ist, dann lachen Sie mich aus, und nehme ich solche Dinge ernst, weil ich es gewöhnt bin und erzogen worden bin, sie ernst zu nehmen, dann finden Sie, dass ich posiere. Also Klatsch treiben! Vom letzten Ball reden, sich Freundinnen suchen, die ein leeres Herz haben, und über deren Kleider reden und sie schlechtmachen. Es ist vielleicht ein sehr grosses Unglück für mich gewesen, dass Tante so früh gestorben ist. Sie hätte mir den Weg weitergezeigt . . . Ich habe Ihnen ja gesagt, sie hat Agnes geheissen wie ich. Ich war ja auch ihr Patenkind, und dann, als sie früh ins Haus der Eltern zurückkam —"

Ein Blick von Frau Niemann beendete dieses Gespräch. Sie hielt es doch für besser, die Geschichte dieser unglücklichen Ehe und

Scheidung selbst, auf ihre Art und Weise etwas umgemodelt, dem neuen Freunde mitzuteilen, dem sie längst die Stelle eines Schwiegersohnes zugedacht hatte. Agnes schwieg. Herr von Engelhardt fragte auch an dem Abend nicht mehr viel, und am nächsten Morgen nach dem Frühstück, denn man war ja ganze Tage beisammen, hatte es der Zufall — und die Absicht — mit sich gebracht, dass er mit Frau Niemann ein Gespräch unter vier Augen haben konnte. Da erklärte sie ihm, erklärte ihm viel zurückhaltender und mit viel mehr Scheu als nötig, dass ihres Mannes Schwester an einen brutalen Gutsbesitzer gekommen und nach einem Jahr der Ehe von ihm weggegangen sei und nicht mehr dazu zu bewegen gewesen, zurückzukehren. Die spottlustigen Menschen hätten natürlich immer von irgendeiner Aventüre geredet, aber davon sei natürlich nie die Rede gewesen. „Sie können sich denken, Herr von Engelhardt, ich hätte sonst mein Kind nie so sehr in die Hände meiner Schwägerin gegeben. Sie hat eigentlich mehr von ihr empfangen als von mir, denn in den Jahren, als es galt, Agnes zu erziehen, war ich viel krank und hatte oft monatelang im Süden leben müssen. Also Sie begreifen?“

Herr von Engelhardt begriff. Man hatte ihm

deutlich machen wollen, dass da selbst für strengste Forderungen kein Hindernis sei; man wollte aber nicht, dass er sich einbilde, das junge Kind sei in alle solche Familiendinge schon bis ins letzte eingeweiht.

Und nun kamen lange Tage auf dem Nil. Mehr als zwei Wochen fuhr die Dahabieh langsam durch das schlammige Ufer, und in mancher Nacht sassen zwei junge Menschen in einem versteckten Winkel und sprachen leise Worte, die ja, wenn man sie an ihrem deutlichen Inhalt prüfte, nicht gar so viel bedeuteten, aber einen sonderbaren Ton von Vertrautheit hatten.

Oder die beiden waren, wenn die Nacht dunkelte, still nebeneinander gesessen und hatten zum klaren Himmel hinaufgesehen oder die Blicke über das flache Uferland hingehen lassen, wo manchmal eine Ruine, Reste von Tempelmauern aus der Finsternis aufstiegen. Da war es hie und da geschehen, dass Herr von Engelhardt die Hand dieses jungen Mädchens gern gefasst und sie geküsst oder ihren schlanken, noch ganz schmalen Körper zu sich gebogen und sie still in wortlosem Verstehen in seine Arme genommen hätte. Aber dann scheute er den letzten Moment der Entschliessung, erinnerte sich, dass eigentlich nie etwas Entscheidendes zwischen ihnen ausgesprochen

worden war, dass diese Leute von ihm gar nichts wussten, als was er selbst ihnen erzählt hatte, und er nichts von ihnen, als was sie freiwillig berichtet hatten.

Und dann kam man wieder nach Kairo zurück. Sie hatten zusammen die Felsengräber gesehen, sie waren in Luxor gewesen und in Assuan. Sie hatten über vieles gesprochen und manches Gefühl geteilt. Auch mit dem alten Herrn Niemann hatte sich Max oft stundenlang unterhalten, und auch die Männer hatten sich trotz der Unterschiede der Stände und des Alters stets verstanden. Am besten aber glitt das Gespräch dahin, wenn er mit der jungen Mutter jenes Mädchens, um das er warb, lange Stunden im Frieden eines sonnigen Nachmittags sprechen konnte. Ja, sie verstand ihn gut. Sie wusste, auch ohne dass sie natürlich je die Taktlosigkeit gehabt hätte, mit groben Worten darauf hinzuweisen, dass er ausgezogen war, sein Leben zu ändern, eine Braut zu suchen; man konnte spöttisch denken: wie vor ihm seine Ahnen auf einem Kreuzzug. Sie kannte auch Leute aus seiner Sphäre, hatte in San Remo einmal einen Vetter kennen gelernt, in einem Winter, den sie in Palermo verbracht hatte, den Gesandtschaftsrat, der sein Vorgesetzter und sein bester Freund in Paris gewesen war. Manchmal schien es auch, als wüsste

sie mehr von seinem Leben, als er selbst gesagt hatte . . . Nicht nur das Aeusserliche seiner Existenz begriff diese junge Mutter des schönen Mädchens gut, sie verstand auch sein Suchen nach einem andern Menschen, der zu ihm gehören sollte.

Wieder Kairo. Diesmal nur für ein paar Tage, denn man wollte weiter hinauf nach Jaffa, nach Jerusalem und Palästina. Sie wohnten jetzt in der Stadt drin, in dem grossen Shepheards-Hotel, weil das bequemer gelegen war, für einen kurzen Aufenthalt geeigneter. Man bekam da zum Abschied noch einmal den grossen Eindruck dieses bunten Kontrastes zwischen europäischem Luxus und orientalischem Dahinleben. Zu einsamen Gesprächen kam's ja jetzt weniger, denn sowohl Frau Niemann als auch Herr von Engelhardt wollten Einkäufe machen, sassen stundenlang in den „Souks", den Basaren, herum, wo man sie schon kannte und ihnen auf niedrigen, mit Perlmutter eingelegten Holztaburetten schwarzen Kaffee kredenzte, während die vielfarbigen Waren in unendlicher Reihe vor ihnen aufgerollt wurden. Und dann wühlten sie in den Teppichen und den seidenen Geweben und Stickereien oder in seltsam geformten Schätzen, die aus dem fernsten Osten hergekommen waren. Die Händler priesen, sie wählten, Stun-

den verflossen; Agnes, das junge Mädchen, spielte mit japanischen Vasen, indischen Göttern, sah zur Tür hinaus auf die enge Strasse, in der bunte Menschen ihr lässiges Dasein führten, und sagte nicht viel . . .

Einmal in der Nacht wollten sie aber doch noch einmal hinaus zu der Sphinx. Denn wieder kam der Mond und sollte sein blasses Licht scheinen lassen. Das sollte nun morgen sein, am letzten Tage, bevor das Schiff ging. Heute aber hatten die Frauen zu Hause bleiben wollen, sich ausruhen. Den Herrn Niemann aber hatte es schon lange gereizt, den geflüsterten Anträgen des Führers zu folgen und tanzende Araberinnen, die Lust des Orients, die Verwirrtheit des andern Weltteils kennen zu lernen. Max hatte eigentlich nicht so recht mitgemocht, er hatte an diesen Abend wie an einen Abend der Entscheidung gedacht, hatte ein letztes Mal die Blicke, das Wesen diese jungen Mädchens auf sich wirken lassen wollen, ihre Seele gleichsam prüfen, an der seinen messen und einen langen, stillen Abend hindurch voll empfinden, ob sie für ihn, er für sie der Rechte sei. Eigentlich glaubte er's. Sie hatten nun schon über so vieles gesprochen, und nie hatte ihn etwas verletzt. Höchstens dass einmal ein Wort zu scharf, ein Laut zu spöttisch oder gar höhnisch gewesen

war. Aber das mochte wohl die Jugend sein. Er musste doch daran denken, dass er anderthalb Jahrzehnte älter sei und so vieles mitgemacht habe, was dem jungen Kinde trotz aller Klugheit wohl noch verschlossen geblieben war, und dass die Vorstellungen, die sich ein Mädchen aus Büchern oder Berichten von Menschenschicksalen macht, immer einseitiger, schärfer und härter sind als die Erfahrungen, die ein Leben im Wechsel von Schönem und Hässlichem schenkt. Dass sie nicht von Adel war, das war ihm keinen Augenblick lang als Hindernis erschienen. Gott — in seiner Familie hatten schon so und so viele ihr Blut mit dem guten kräftigen Saft der Bürger vermischt, eine kräftigere Generation würde entstehen, eine weniger zaghafte, und dass Agnes sich nicht in die Art seiner Kreise hineinfinden würde, brauchte man wahrhaftig nicht zu fürchten. Wenn sie des Morgens ausritten, er ihr Bild vor Augen hatte, schien ihm diese Verbindung eigentlich geradezu weise. Neue Energie würde ihn durchströmen, ein grosses Feld der Tätigkeit sah er vor sich liegen. Die Zeiten waren ja längst vorbei, in denen ein Herr „von" es verschmähte, Industrieller zu werden. Und Agnes war die einzige Tochter. Warum nicht sich selbst gegenüber aufrichtig sein? Die andern, ihre Eltern, gewiss sie selbst

auch, waren es ja gewiss. Sonst reist man nicht vier, fünf Wochen lang zusammen durch die Wüste, Tag für Tag, Stunde um Stunde beisammen. Die Vorstellung neuer künftiger, ins Weite gehender Arbeit lockte ihn: aus dem Gesandtschaftsdienst austreten und dann nicht nur ein Müssiggänger sein, weil Geld genug da war, sondern ein kluger Vertreter grossindustrieller Interessen. Einer, der die Strasse in die Zukunft bahnt. „Koofmich geworden", würde ja wahrscheinlich irgendeiner von den ganz feudalen Kameraden sagen. Dummer Kerl, der nichts weiss von dem, was in der Welt vorgeht! Wodurch sind denn die Engländer so gross geworden? Scheut sich da ein Lord oder Earl, an die Spitze einer Handelsgesellschaft zu treten? Nein, das war kein Hindernis. Im Gegenteil, das Leben eines Nichtstuers hätte ihn nicht gefreut. Aber neue Versuche auf einem gutgegründeten, alten Boden machen und nach Hause zu einer Frau kommen, die geistig auf einem prächtigen Niveau steht, und vor allem dann Kinder bekommen. Kinder, die nicht nur in dem Gesichtswinkel von Garderegiment, Gesandtschaftsamt und Auswärtigem Amt aufgezogen werden — das wäre doch schön.

Na, der alte Herr hatte so lange gebeten, dass Max die nächtliche Entdeckungsreise

nicht abschlagen konnte. So verabschiedeten sich also die beiden, nicht ohne ein kleines Lächeln, in der grossen Halle von den Damen und zogen ins arabische Viertel. Fish-Market. So wie überall. Tänze. Eigentlich recht öde, für Fremde hergerichtet, und nur für ganz naive Gemüter aufreizend. Aber dem alten Herrn Niemann gefiel's, schien es ein Blick in unerhörte Lasterhaftigkeit, etwas, wovon man oft erzählen konnte, und so musste Max den Abend eben mit guter Laune über sich ergehen lassen.

Agnes und ihre Mutter waren wenige Minuten, nachdem die Herren sich verabschiedet hatten, in ihre Zimmer gegangen. Und als sie dann in dem kleinen Salon bequeme Gewänder angelegt hatten, die Mutter im Fauteuil sass, warm zugedeckt, weil trotz allem ein kleiner Rest des bösen Hustens immer wiederkam, und Agnes auf dem Balkon stand und auf das unentwirrbare Gemenge der Fremden, Bettler, Händler, Beduinen, Führer unten hinabsah, da kam eine Stunde, in der zwei Menschen, die viele Jahre nebeneinander hingelebt hatten, und nie nahe aneinandergerückt waren, immer aneinander vorbeigesprochen hatten, aufrichtig zueinander waren.

„Willst du dich nicht zu mir setzen, Agnes?"

„Muss es sein, Mama? Du weisst, ich kann nicht recht sitzen, ich gehe lieber auf und ab. . . . Aber ich weiss schon . . . wir haben zu reden. Ich will also das Fenster zumachen, die unten werden wirklich zu laut." Und dann wieder Stille ein paar Minuten lang, und man

hörte nur das leise Knistern der Seidenschuhe auf dem weichen Teppich.

„Agnes, wie soll's nun werden?“

„Wie's werden soll? Er wird mich nicht nehmen. Du musst nicht so erschrecken, Mama, es wird schon noch einer kommen. Auch nicht bös sein oder gar zornig, weil ich frivol bin. Aber soll ich von Herzenstönen sprechen? Liebe, grosse, wirkliche Liebe, hab' ich sie? Reisst sie ihn zu mir? Siehst du, wir wollen doch lieber einfach reden, klug. Du bist's ja doch auch immer gewesen, wenn du's auch nicht zugeben willst. Ja, wäre einmal der Augenblick gekommen, auf einem Ritt in der Frühe, oder auf dem Schiff, wo wir so viel allein waren, der Augenblick, der zwingt . . . Ja, dann . . . Das wäre vielleicht auch ein Zeichen gewesen. Aber da der nie gekommen ist, in den vielen Wochen nie, so scheint's doch nicht der Rechte zu sein . . . Und was würde nach den ersten Wochen?“

„Was wird? Ich sehe nicht, warum nicht die glücklichste Ehe! Und seit Jahren willst du doch heiraten. Willst aus unserm Hause weg. Wenn du schon so sprichst . . . willst von mir weg — zeigst es mir in tausend Gebärden, in tausend Zügen. Wie oft, wenn ich auch gar nichts sage, hat es mich doch verletzt.“

„Dich doch verletzt? In deiner Liebe zu

mir verletzt? Irrst du dich nicht, Mama? Ist es nicht etwas anders? Ist nicht die Tochter zu gross, zu erwachsen für die schöne Frau, die vor zwei Jahren einmal nach Hause kam, aus Palermo, aus Sizilien und von den oberitalienischen Seen — du hast uns ja so schöne Briefe geschrieben —, und ein Kind bei der Erzieherin wiederfand, das kein Kind mehr war?“

„Nein, ich bin nie schlecht gegen dich gewesen. Du kannst's nicht sagen, und es ist hässlich von dir, für deine Launen, dein Nichtwollen jetzt mich schuldig zu machen. Hinterlistig bist du und vergisst, dass ich deine Mutter bin.“

„Mama,“ — Agnes trat ganz nahe zu dem Fauteuil hin und strich mit ihren Händen über die Haare der Mutter — „ich bin nicht schlecht, ich denke nicht daran, dir schuld an irgendwas zu geben, ich vergesse auch nicht, dass du meine Mutter bist. Aber es ist schwer für uns drei, Papa ist noch sehr verliebt in dich, und ich bin die dritte in eurer Ehe. Bin zu alt für die junge Frau meines Vaters — darf ich das nicht sagen? Und deshalb hast du recht, ganz recht, wenn du sagst, dass ich seit so und so viel Monaten aus eurem Hause wegwill. Aber nur, wenn es eine gute Ehe wird, sonst nicht, das ist mein Recht. Das verlange ich von euch. So lange müsst ihr mich noch

behalten. Papa könnte ich so etwas ja gar nicht sagen. Er wäre sehr unglücklich, und er würde mich auch gar nicht verstehen. Aber du, Mama, wenn du jetzt eine Viertelstunde vergisst, dass ich deine Tochter bin — ich werde aber nicht vergessen, dass du meine Mama bist —, dann gibst du mir ja recht — ich bin zu alt, zu gross, zu erwachsen. Und dann zu sehr von Tante Agnes erzogen, um jetzt als junges Mädchen neben dir zu leben. Wir haben ja nie ein ernsthaft böses Wort miteinander gehabt, aber nahe waren sie schon — nicht wahr? —, und sie würden kommen, glaub' mir, sie kommen. Denn du wirst dich kränken, oder ich werde mich kränken, wenn einer von den Herren dir den Hof macht, auf dessen, soll ich sagen: Höflichkeit ich gerade warte . . . Ruhig bleiben, Mama! Es ist gar nichts Schlechtes an alledem. Nicht schlecht von dir und nicht von mir . . . Nur Ehrlichkeit, und die dürfen wir uns ja erlauben. Ich, weil ich so viel gelernt habe an der Tante und ihrem Schicksal und sie mir die Augen geöffnet hat —“

„Leider.“

„Und du, weil du viele Jahre in der grossen Welt gewesen bist und vieles verstehst. Also siehst du's, schliesslich sind wir einer Meinung: Heiraten soll ich.“

„Ja, gut, und warum dann nicht den Herrn von Engelhardt? Er ist scharmant, er hat alle Liebenswürdigkeit, die ein guterzogener Herr aus diesen Kreisen für ein junges Mädchen zeigen kann, für dich gezeigt. Und dann will ich dir auch sagen — ich hab' einen alten Freund aus seinen Kreisen nach ihm gefragt. Sonst hätte ich es doch nicht so weit kommen lassen. Er ist wirklich das Beste, was man in diesen Kreisen jetzt finden kann."

„Das Beste?"

„Tadellose Karriere, nie der geringste Flekken nach der oder jener Richtung hin, keinen bösen Handel, keine Leidenschaft, die zu fürchten wäre. Schliesslich — man kann mit dir leider so offen sprechen — auch keine Beziehung, die irgendwie deine Zukunft verdüstern könnte. Das Vermögen so, dass man nicht an einen Mitgiftjäger zu denken braucht. Ganz im Gegenteil. Auch ihn treibt nur zur Ehe, was dich, was uns alle hintreibt. Der Wunsch, ein Haus zu haben, Kinder, Wärme, Zärtlichkeit. Gott, Kind, du musst's ja nicht glauben, aber du bist jung, und vor zwanzig Jahren, da war ich einmal jung, und da hab' ich's gespürt — nur du scheint's nicht zu spüren. Ich bin nicht weggegangen aus dem Haus der Eltern, weil ich mir eingebildet habe, dass die Mama mich nicht will, sondern weil ich mein

eignes Heim haben wollte und mein eignes Leben, und weil ich den Mann gefunden hatte, von dem ich alles hoffte, was mir überhaupt werden konnte.“

„Und du hast ja recht gehabt, Mama. Papa war doch wirklich so gut mit dir. Das ist kein Vorwurf gegen dich, Mama. Aber ich, wie ich mit dem Herrn von Engelhardt so oft zusammen in der Nacht auf dem Schiffe sass, wenn er da gefragt hätte: ‚Fräulein Agnes, sagen Sie, wollen Sie?‘, ja, da hätte ich nicht nein gesagt. Aber er hat so lange gewartet. Ich hab's mir so viele Male überlegen können. Und wenn wir hier zu Hause sind und sprechen oder in der Nacht — ich hab' jetzt oft nicht sehr gut geschlafen —, da fällt mir doch manchmal Verschiedenes ein. Wir gehen doch ganz andre Wege, weisst du's nicht, Mama? Er bei allem seinen weltmännischen Tun würde erschrecken. Er brauchte nur dieses Gespräch mit anzuhören. Ich hab' Verschiedenes zu verachten gelernt, und manchmal glaube ich selber, dass ich, wie ihr sagt, frivol oder, was ihr ja gar nicht einmal sagt, zynisch bin. Denn ich kann mir so gut denken, dass trotz Mann und Heim und Kindern, trotz Zärtlichkeit und Wärme einmal einer kommt, der alles das nicht zu versprechen scheint und dafür in meinem Herzen — du,

Mama, ich hab' doch so was wie ein Herz — etwas aufregt, und ich lauf' ihm dann nach, weiss Gott, in welche böse Gegend."

„Aber Agnes, Kind, grosses Kind, das glauben die kleinen Mädchen! Der ‚Dämonische' kommt nicht."

„Vielleicht, aber wenn man fühlt, dass er kommen könnte. Und du weisst doch auch, wie's vor drei Monaten mit unserm kleinen Fritzi war."

„Fritzi! Du siehst doch selber, man konnte ihn nicht ernst nehmen, wenn du Fritzi sagst. Das war eben ein Bub. Kannst du dir vorstellen, dass man Herrn von Engelhardt wochenlang ‚Maxi' nennen und dann irgendwo zwischen Pisa und Bologna mit einem Achselzucken wegschicken könnte, eigentlich ohne Erklärung. Da hast du's, das ist der Unterschied. Glaub' mir, Kind, der eine war ein Bub, du ihm überlegen, und das konnte nicht gehen. Der andre —"

„Wäre mit vielem nicht einverstanden, was ich morgen sagen werde."

„Du ihm morgen sagen wirst?"

„Ja, Mama, du weisst doch, wir wollen morgen zu der Sphinx, in den Mond . . . und du wirst's einrichten, dass wir in zwei Wagen fahren, einer hinter dem andern, ganz eng, jedes Dokorum bleibt gewahrt. Und zwischen

der Sphinx und Shepheard, während der Mond scheint, wird Herr von Engelhardt hören, wer ich bin."

„Aber das ist toll, dumm und kindisch! Kein Mann verträgt das. Denn ihm wächst jedes Wort, das du sagst, ins Unsinnige, ins Grosse. Deine Theorien müssen ihm Wirklichkeit scheinen, und wenn du ihm erzählen wirst, dass du, dank Tante Agnes, vieles nicht verachten kannst, was wir verachten, und für schön und gut hältst, was wir — so glaubt er, dass du mitten in einem Kreis von weiss Gott welchen Menschen gelebt hast und getan, was du wolltest."

„Das wird er nicht glauben, Mama. Er kennt mich ganz gut. Nur muss er wissen, dass die paar Worte, die ich manchmal in den Wochen so nebenbei gesagt habe, nicht angeflogen, nicht Zufall sind, sondern dass sie ein Bekenntnis sind. Muss wissen, dass ich zwar nur achtzehn Jahre, aber 1888 geboren bin; muss wissen, dass ich vieles gelernt habe, nicht aus den Büchern, sondern aus dem Leben. Muss mich kennen und darf sich nicht einbilden, dass ich wie ein kleines weiches Ding bin, das man mit der Hand wie Wachs umbilden kann."

„Aber das weiss er ja gewiss. Du verdirbst dir nur alles. Verdirbst dir wegen einer Laune mit einem unsinnigen Gespräch die schönste

Hoffnung deines Lebens. Muss denn gar so viel geredet sein?"

„Ich bin ehrlich, das ist alles. Und ist er der Mann, den ich heiraten kann, neben dem ich werde leben können, ungezählte Jahre leben, bis er stirbt oder ich sterbe, dann muss ich ihm sagen, wie ich eben die Dinge spüre."

„Er wird einfach weggehen."

„Und ich will keinen Mann haben, der mich nimmt, ohne vorher gesehen zu haben, wer ich bin. Du, Mama, glaubst du, ich rede jetzt so aus der Luft? Ich hab's mir so viele Nächte überlegt, und geht er wirklich weg, morgen, übermorgen weg, weil er Angst hat, Angst davor, dass er eine Frau bekommt, die er nicht halten kann — das ist's ja, worauf's ankommt —, dann wär's auch so später nicht gegangen. Denn wer garantiert uns denn die schöne Wärme und die Kinder, die uns aneinanderbinden? Vielleicht sollen wir allein miteinander leben. Wer weiss das? . . . Und könnten wir das, wenn er vor unsrer Ehe nicht schon weiss, w e n er an seinem Arm in die Kirche führt?"

„Und doch, man sagt nicht alles, sagt's nicht. Er hat ja seine Augen, und du verbirgst dich ja nicht. Du hast oft genug Dinge gesagt, die ein andres Mädchen nicht sagt."

„Und gerade diese Erklärung muss eine Prü-

fung sein. Nicht in irgendeinem dummen, kindischen Sinne eine Probe, sondern in dem Sinne, dass er sieht: Da ist ein Mensch aus unsrer Zeit, frei, der seinem Herzen folgt . . . Und sieht er's nicht, so muss er die Hände von mir lassen. Vielleicht bin's auch ich, die recht hat, und er würbe nie um mich, wenn ich nicht aufrichtig wäre . . . Vielleicht . . . dann ist er der Mann für mich. Sonst, ich bin jung."

Das Gespräch ging noch weiter. Die Lichter des kleinen Salons waren noch hell, als Herr Niemann zurückkam. Aber er hatte nicht recht Lust, in das Zimmer seiner Frau und seiner Tochter zu treten nach diesem nächtlichen Spaziergang. Und so gingen sie schliesslich alle schlafen.

In zwei schmalen Zimmern verschiedener Stockwerke aber wollte zwei jungen Menschen der Traum keine ruhigen Bilder bringen. Ein Mädchen warf sich ungestüm von einer Seite auf die andre. Und Herr von Engelhardt versuchte das und jenes Buch zu lesen, ohne dass der Schlaf kommen wollte. Er warf dann die Bücher weg und dachte: Nun wollen wir an morgen denken. An die Fahrt zu den Pyramiden, zur Sphinx, an das liebe, kluge, kleine Mädchen. Sie wird „ja" sagen, und übers Jahr sitzen wir friedlich in einem Haus, und ich hab' die Frau, die der Onkel in Weimar mir

gewünscht hat. Ohne viel „innere Hemmungen“, wie's in dem blöden Roman da steht. Eine, die Kinder lieb hat und selber welche bekommt. Die nur an ihren Mann denkt und ihr Haus schönhält. Eine mit weichen Händen. Nicht so eine wie die in Berlin, die alles wissen und die von allem sprechen, und die sich vielleicht gar um tausend Dinge kümmern, die's ja leider in der Welt gibt, aber die doch u n s r e Frauen nichts angehen. Nicht eine, die sich und mir das Leben kompliziert. Eine sichere, vertrauende Natur. Eine Frau, wie meine Mutter war. Und dann schlief er ein. — — —

Am Morgen n a c h der Fahrt, die zu den Pyramiden und der Sphinx und dann im schönsten Mondschein von den Pyramiden und der Sphinx ins Hotel geführt hatte, brachte ein Dragoman einen wunderbaren Strauss lichtgelber Rosen und blutigroter Chrysanthemen für Fräulein Niemann. Unten in der Ecke der Karte, auf die der Name des Herrn von Engelhardt gestochen war, stand p. p. c. Und ein sehr lieber Brief an Frau Niemann versicherte, dass Herr von Engelhardt gezwungen sei, nach Europa zurückzureisen, weil ihn ein guter Freund dringend in Neapel erwarte. Dass er die wunderschönen Tage in Aegypten nie vergessen werde, stand darin, und auch

die Fahrt nicht, die von den Pyramiden und der Sphinx in die Stadt bei Mondschein zurückgeführt hatte.

Frau Niemann hatte einen halben Tag rotgeweinte Augen. Agnes leuchtete und zwang ihren Vater, der ihr ja doch alles zu Willen tat, und der von all dem gar nichts begreifen konnte, bei dem Diner, zu dem sie von den Rosen und den Chrysanthemen einige an die Brust gesteckt hatte, eine Flasche guten Champagner zu trinken.

„Ein Festtag," sagte sie bei dem ersten Glas.

Aber Frau Niemann konnte sich nicht enthalten zu bemerken: „Kind, ich weiss nicht, deine Stimme ist heute etwas belegt. Vielleicht lassen wir Jerusalem und Palästina doch und bleiben hier in Aegypten."

Agnes aber wollte nichts davon wissen. „Nein, nein, wir haben's uns doch schon lange vorgenommen! Wer weiss, wie lange ich noch frei durch die Welt fahren kann; jeder Tag kann mir lange Reisen abschneiden."

Die Niemanns fuhren also doch. Herr von Engelhardt aber wartete in Alexandria noch einen Tag auf den Dampfer, der ihn nach Neapel bringen sollte. Er trank keinen Champagner beim Diner und war die drei Tage der Ueberfahrt bis auf einige kurze oberflächliche Bekanntschaften auch ziemlich allein.

Das schöne Lloydschiff erschien Herrn von Engelhardt diesmal wie ein Spielzeug, das gute Kinder über kranke oder auch nur regnerische Tage hinwegtäuscht. Ganz anders war es in ihm als auf der Reise hinunter ins alte ägyptische Land, als ihm noch viele bunte Reisepläne die Seele bewegten, vor allem aber die Silhouette des jungen, schlanken, so sicher gehenden und so klar blickenden Mädchens, das Deck und den Klaviersalon, ja sogar das Rauchzimmer belebte. Und nun? Alles aus. Doch nur, weil er selbst es gewollt hatte. Weil er das grosse Abenteuer der Ehe nicht hatte tragen wollen.

Es war übrigens keine leere Ausrede gewesen, die in dem Abschiedsbrief des Herrn von Engelhardt gestanden hatte. Und das machte ihm die Sache auch etwas leichter. Denn so einfach geflohen zu sein, vor einem kleinen Mädchen weggelaufen, nicht einmal den Mut gehabt zu haben, ihr oder einem der Ihrigen nach einem so deutlichen Verkehr aufrichtig

zu sagen, was ihn jetzt weggetrieben habe, das hätte seine Brust schwer gedrückt. Gott, Verpflichtungen hatte er ja keine. Reisebekanntschaft! Nicht einmal eine flüchtige Bewegung der Hand, die über das strengste Mass konventionellen Verkehrs hinausgegangen wäre, hatte es je gegeben.

Das Recht hatte er ja gehabt, an jedem Tage fortzugehen. Aber so gut, wie er spürte, dass sein Leben ganz nahe an einem Wendepunkt gestanden, dass er einen jener Augenblicke erlebt hatte, wo es ganz hinaufgehen kann in helle lichte Höhen oder wieder tief hinunter in verwirrte Zustände, so musste doch zumindest auch das junge Mädchen nach jenem Gespräch gefühlt haben, wie ihr der Faden des Lebens durch die Hände gegangen war und wieder entglitten.

Es war wunderbar blaue See. Und er sass allein da auf dem schönen Schiff, hatte auch keine Lust zu sprechen. Aber es war nicht sehr schlimm für ihn. Zuerst, auf der Eisenbahn von Kairo zum Hafen zu, hatte er eine grosse Angst gehabt, dass ihn die Vorstellung von dem Geschehenen nicht loslassen werde, dass er Tag um Tag, ja Nacht um Nacht belastet sein würde von Phantasien, von Ueberlegungen, vom Nachdenken, ob er recht getan, oder ob es doch vielleicht klüger gewesen wäre,

das schöne junge Mädchen sich zu nehmen, wie sie war . . . Aber es war dann anders gekommen. Die Seeluft tat ihm gut, er schlief in den Nächten, stand früh auf. Und wenn er über die letzten Tage nachdachte, so geschah es ohne Bitterkeit.

Die Kleine war tapfer gewesen. Tapfer, kühl oder vielleicht — vorsichtig. Ein Satz aus dem letzten Gespräch ging ihm nicht aus dem Kopf. Es war fast, als sei s i e die Ueberlegene gewesen zum Schluss. Darum war sie am Morgen nach der Wagenfahrt, bei der sie so viel gesprochen und sich das Entscheidende doch nicht gesagt hatten, noch einmal mit ihm in den grossen Garten des Gezireh-Hotels gegangen, in dem sie oft gewesen waren, „zur letzten Erinnerung", wie sie sagte, und hatte die schöne lange Hand auf den Aermel seines Rockes gelegt. „Lieber Herr von Engelhardt, es hilft nichts, ich bin ja doch nicht die, die Sie sich vorstellen. Schlagen Sie sich's aus dem Kopf. Ich weiss es eigentlich seit dem ersten Tag. Vielleicht ist es doch noch ein Rest der Gefühle Ihres Standes. Eure Mädchen wissen noch als Frauen nicht, was Menschen sind — und Sie würden's nicht überwinden. Denken Sie nicht böse an die Wochen hier, ich tu's auch nicht."

Und dann hatte sie ihm ganz flüchtig Adieu

gesagt, und er war allein geblieben. Die hatte gewusst, was sie wollte, hatte sich ihn genau angeschaut, und eigentlich war er bei der Prüfung durchgefallen, während e r geglaubt hatte zu prüfen.

Das Schiff zog seine Linien.

Sonderbar, so werben wir heute. Lügen, werden belogen, oder wenn's einmal nicht mit der Lüge geht, dann scheitert eben die Sache an der Wahrheit. Das war's doch gewesen. Denn er wollte ja kein Kind haben, als Frau ein Kind. Wie oft hatte er gelacht, wenn einer seiner Kollegen oder Kameraden so einen Backfisch ins weisse Brautkleid gesteckt hatte! Die sollte nun helfen, das Leben zu ertragen, das ganze Leben! Jetzt aber, wo er einer begegnet war, die nachgedacht hatte und empfunden und fremdes Leid gesehen und die Furchen des Lebens erkannt, jetzt war er — wie sagt man beim Militär? — „in der Stunde der Gefahr feig befunden worden". Sonst hätte er ja das Mädchen bei der Hand nehmen müssen und ihr sagen: „Gerade darum, gerade weil du so bist, will ich dich." Aber dann fuhr er sich über den Kopf, über die Schläfen, wo die Haare schon sehr dünn wurden: „Ich hab' trotzdem recht gehabt. Ich u n d sie! Achtzehn Jahre ist sie, achtzehn! Und die Mutter so alt wie ich, innerlich vielleicht sogar noch etwas jün-

ger. Und bei aller Gescheitheit und bei aller Liebe und Vorsicht von meiner Seite und der ihren — den g l e i c h e n Weg hätten wir nicht gehen können.“ Wieso auch? Und wo auch? In einer Grossstadt? Sie wäre ihm bald entglitten, das musste er sich selbst sagen. Und sein Traum von neuer Arbeit in ihren Kreisen, vom Haus und der Wärme und den Kindern? Fast dieselben Worte hatte sie gebraucht, um eine hausbackene oder, was ärger war, eine verlogene Ehe ihm zu schildern.

So war's also doch besser, im rechten Augenblick den Rückzug anzutreten. Von einem Mädchen fortgeschickt! Also den Abschied in allen Ehren. Jetzt wusste er wenigstens, welche Art er meiden musste, wusste, dass nur eins ihn jetzt zur Ehe bringen werde: ein ganz starkes, ganz grosses Gefühl, das alle Vernunft wegstösst. Und wieder schrak er auf. Das war ja ein Satz, der nicht aus seinem Kopfe kam, einer aus dem Munde des kleinen Fräuleins, den sie an einem Morgen auf einem Ritt nur so hingeworfen hatte. „Ja dann, wenn die Leidenschaft gekommen ist, wenn's einen beutelt und um und um wirft, wenn die Vernunft vergessen ist, dann darf man heiraten. Auch wenn das Exempel nicht stimmt. Aber wirft's unsereinen um?“ hatte sie lächelnd dazu gesagt und dem schönen weissen Pony mit der

Reitgerte einen kurzen Streich versetzt und war schon um ein paar tausend Schritte ihm voran, bevor er noch irgendwie Antwort ihr hatte geben können.

Gelernt hatte er, kein Zweifel. Von der Tochter, von der Mutter, dem Bilde dieser Ehe, in der der Mann immer nur ja und ja gesagt hatte und nichts vom Leben gehabt bis spät hinein ins Alter. Und auch von dem alten Herrn Niemann, der ihm manchmal nach dem schwarzen Kaffee von seinen Erfahrungen mit den jungen adligen oder im Reichtum aufgewachsenen und „eigentlich" das Geschäft, aber nicht das Geld — „hoho!" — verachtenden Herren erzählt hatte, die zu ihm kamen als Volontäre ins Werk oder als Gäste von der Garnison ins Haus, und die eigentlich blinde Katzen waren. „Jung und grün, wie kein Mädchen in dem Alter. Komische Zeit, in der die Frauen früher reif sind als die Männer." Nämlich wirklich reif, denn das bisschen Säbelfechten oder die Staatsprüfung, das machte es nicht. Das hatte Herr von Engelhardt ja auch schon gewusst. Nur dass es ihm einer ins Gesicht sagte . . .

Man sah's ja an dem Freunde, der ihn jetzt gerufen hatte, wirklich gerufen. Freund? Eigentlich eher Schützling, so eine Art Vermächtnis aus der Hand eines Freundes, der

junge Bruder eines alten Kameraden, der plötzlich von der Erde hatte wegmüssen. Es war eigentlich sein bester Freund gewesen, vielleicht der einzige wirkliche Freund. Von Kind auf bis zur letzten Stunde. Und dann, während er in Paris bei der Gesandtschaft stand, war eines schönen Tags das dringende Telegramm gekommen: „Du musst sofort nach Berlin." Und natürlich war er gefahren, hatte sich den Kopf zergrübelt während der Fahrt, was denn lossein könne. Sie waren doch gleichaltrig, der andre auch kein Kind mehr, die Vermögensverhältnisse sicher. Das musste irgendein Ehrenhandel sein. Und so war es auch gewesen. In der Eisenbahnhalle hatte ihn damals zu seinem Schrecken nur der Diener empfangen: „Der gnädige Herr liegt zu Hause zu Bett und erwartet Euer Gnaden."

„Gefährlich? Oder ..."

„Nein. Nur hat der gnädige Herr seit gestern kein Wort gesprochen, auch nichts gegessen."

Und dann nach dem ersten Händedruck ein paar kurze Sätze. „Ich muss mich schlagen. Ihr werdet alle nie wissen, warum, du nicht, auch der Zeuge von der andern Seite nicht. Frag' nicht, such' nicht an mir herum, es hilft nichts, auch — später nicht. Es muss einfach sein, ist eigentlich ein Wunder, dass es so lange

gewährt hat. Und ich hätte dich auch nicht kommen lassen — die Bedingungen haben wir, ich und mein Gegner, schon abgemacht —, wär's nicht wegen des Kleinen. Denn um dir die Freude zu machen, mein Sekundant zu sein — ich hätte es dir gern erspart. Aber der Kleine — — Du weisst doch, wir haben keine Eltern mehr. Du wirst ja wissen, wie das dann in jungen Jahren ist, wenn man gar niemanden hat. Und da ist ein junger Bursch, mein Bruder in der Offiziersschule, und der wird vielleicht morgen früh hören, dass er allein auf der Welt ist."

„Es muss ja nicht sein."

„Ja, aber es kann sein. Lass . . . Und wenn ich denke, dass der milchweisse Bursche allein dastehen soll, ohne Vater und Mutter, ohne Bruder — nicht einmal irgendein Onkel, der ein wirklicher Mensch wäre, ist in unsrer Familie da. Wir sind ja ein ganz dürrer Stab. Hörst du, Max, deswegen hab' ich dich kommen lassen. Verzeih, das ich so sag' ‚kommen lassen', aber es war ja wirklich nichts andres als ein Zwang. Und jetzt kommt ein neuer Zwang. Ich kann dir ja nur sagen, wenn ich sterbe, aber die Distanz, die wir ausgemacht haben — wir Gegner haben's gegen alle Kodizes selber getan, bevor ihr Sekundanten dann das standesgemässe Protokoll

schreiben werdet —, die ist verteufelt kurz, was soll mit dem Jungen sein? Kümmerst du dich nicht um ihn, dann läuft er ins Leben hinein, es mag gut gehen, mag schlecht gehen. Und wenn er einmal eine Stunde hat, in der ihm das Herz sehr stark pocht oder irgend etwas gar nicht ausgeht, an wen soll er sich dann eigentlich wenden?“

Max hatte natürlich alles versprochen. Und sie hatten über die Zukunft des jungen Menschen, der noch von gar nichts wusste, so gesprochen, als sässe die Kugel schon im Herzen. Nun, nach Jahren, als er jetzt wieder herbeigerufen wurde, lebte Max die ganzen Tage, die er damals vor sechs Jahren durchlebt hatte, noch einmal. Der Freund stumm, wortlos auf der Ottomane, wie einer, der die Lippen zusammenpresst, dass ihm nicht vielleicht doch irgendeine Andeutung darüber, was geschehen war, entkomme. Am Nachmittag hatte er ihn dann weggeschickt, und Max war ein paar Stunden durch die Strassen gegangen, hatte gesucht, wer denn die Frau sein könne . . . Denn dass es eine Frau sei, war ja sicher. Er war aber nie darauf gekommen. Auch am nächsten Tage nicht, nachher — — Sonderbar genug war alles. Der Gegner, ein Max völlig unbekannter Gardeoffizier, der den Freund glatt mit der ersten Kugel hingeschos-

sen hatte, war ledig, ohne Schwester. Keiner ahnte, für wen dieses Leben beendet wurde. Nicht einmal ein Gerücht war aufgetaucht ... Und dann hatte er sich den Kleinen kommen lassen. Ja, man konnte über den nichts andres sagen als: der Kleine. Durch ein Telegramm herberufen, ganz zerschlagen, die Tränen in den Augen, und dann doch wieder mit dem Gefühl: ein Mann sein, ein Mann sein, und plötzlich weinte ein Kind — na, schöne Tage waren es nicht gewesen. Eine Warnung vor Abenteuern, die er übrigens nie nötig gehabt hatte. Und dann hatte er sich um den Kleinen gekümmert. Gott, der hatte bisher alles ganz ruhig und anständig getan, wie es sich gehörte, war Leutnant geworden, zur Truppe gegangen, dann auf die Kriegsschule, glänzende Prüfung und hatte jetzt zwei Monate Urlaub gehabt. In Florenz hatten sie sich noch gesehen, und Max sagte sich damals: „D e r Sorge bist du bald ledig. Der Kleine wird sich bald nichts mehr von dir sagen lassen, und ist doch ein Kind, das vom Leben noch nichts gespürt hat.“ Und nun das Telegramm. Ein Telegramm, das ihn rief, wie damals das andre, das des Aelteren, ihn nach Berlin gerufen hatte. Aber nur in der Form so, denn im Ton war's hell und frisch. Und es war auch gleich hinzugefügt: „Aengstige dich nicht, es ist gar kein Unglück

geschehen, nur ist mein Urlaub aus, und du sollst irgendwo helfen, wo's not tut."

Irgendwo helfen, wo's not tut!? So telegraphieren die blinden Katzen. Holen einen weiss Gott woher, sagen nicht weshalb, warum und nehmen frisch und unbekümmert eines andern Leben für sich in Anspruch. Und wenn damals, in jener Nacht, das Gespräch anders geflossen wäre, das mit dem Mädchen nämlich, hätte er dann auch die Zeit, die Lust, die Möglichkeit gehabt, nach Neapel zu kommen und „zu helfen, wo's irgend not tat?" Ja, wen hatte denn der Kleine eigentlich, um den er sich zu sorgen brauchte? Irgendein interessantes Abenteuer oder eine Freundin oder vielleicht ein kranker Kamerad?

Man wird's ja schliesslich sehen. Gut, dass die nächsten Tage ihren festen Plan und Ziel und Sinn haben. Und Herr von Engelhardt dachte sich allerlei aus. Eine schöne Frau, eine Polin, Russin, Türkin, wer weiss, in deren Netze der Kleine gefallen war, die ihn nicht wollte, um die er sich grämte, und die er jetzt vielleicht beschützen sollte, oder weiss Gott was. Tausend Möglichkeiten konnte man sich ausdenken, und keine war da, für die irgend etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit sprach.

Am dritten Tage Neapel. Der schöne Hafen, die schreienden Kutscher, die letzten deutschen

Worte der Stewards, und dann sass er in so einem kleinen schüttelnden Wagen und fuhr hinauf ins Bertolini-Hotel. Dass der Kleine nicht mehr da war, wusste er aus einer Karte, die man ihm an Bord gebracht hatte. Nun erwartete ihn oben der Brief, der ihm Klarheit bringen sollte. So ernst aber war ihm die Sache nicht, dass er die Schönheit der Stadt und der Terrassenwege hinauf auf den Berg zu geniessen versäumt hätte. Dann, am Fusse des Berges, blieb er noch einmal weitblickend stehen, vor dem Eingang zum Aufzug, der auf die Höhe, wo das Hotel steht, hinaufführte. Er war zum ersten Male da. Auf der Hinreise hatte er ja in der Stadt unten gewohnt und den ganzen Teil, der da neu aus dem Boden, aus dem Stein konnte man sagen, gewachsen war, nicht zu sehen bekommen. Es war doch prachtvoll, was die Leute jetzt trieben. Nehmen einen Berg, bohren ein Loch hinein, ziehen einen elektrischen Aufzug durch, und oben eine Anlage, so gross wie in Deutschland kaum irgendeine. Mit Zimmern, von denen fast jedes eine Terrasse zur Sonne hat, und allem Klimbim und auch wieder allem imponierenden Luxus und Komfort jener Hotels, die erst das zwanzigste Jahrhundert Europa geschenkt hat. Sein Zimmer war bestellt, und wie er dem Fremdenführer oder dem Hoteldirektor — in

der Eile konnte man das nicht so sehen — seinen Namen gesagt hatte, war auch schon ein blaues Kuvert in der Hand mit den gewissen steilen Schriftzügen, die der Kleine als braver Anglomane sich zugelegt hatte. Auch der Brief konnte warten, bis er sich die Hände gewaschen, einen Tee getrunken und sich im letzten Glanz der Sonne auf die Terrasse gesetzt hatte.

Vier Seiten, aber sehr kurz. Und Max musste die Geschichte dreimal lesen, bevor er sie und seine Rolle in ihr recht begriff. So was von Unverschämtheit, so was von Jugend und so was von schönem Glauben an die Güte fremder Menschen! Denn schliesslich war er doch ein fremder Mensch. Gewiss, der Bruder des Freundes und in einer Stunde an ihn gefesselt, als noch die letzten Blutstropfen unter dem Herzen auf das weisse Tuch gesickert waren. Aber gut — Freundschaft, Hilfe, wenn's was Ernstes gilt, und wenn's dich gilt, Kleiner. Aber für eine Hotelbekanntschaft — es war zum Lachen und wäre traurig gewesen, wenn da unten in Kairo die Dinge anders sich gestaltet hätten.

Na, der Kleine schrieb: „Ich war mit einer reizenden Frau zusammen in Florenz, nachdem Du weggefahren warst, und dann in Siena. Und es war prachtvoll von Dir, dass Du

mir den Rat gegeben hast, nach Siena zu fahren. Eine wunderschöne Zeit haben wir gehabt. Aber Du darfst nicht glauben, dass dieses ‚wir‘ irgend etwas bedeutet. Ich hab’ Frau von Altenau kennen gelernt, weil ein Bruder von ihr mit mir auf der Kriegsschule war und er uns brieflich, sozusagen, vorgestellt hat. Du, wirklich, Max, Du darfst nicht glauben, dass da irgendwas andres ist. Und jetzt, in Neapel, wo wir noch zusammen waren, wird die liebe, gute Dame krank, bekommt ein schweres Fieber, muss ins Bett. Ich selbst hab’ sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen, trotzdem ich sechs Tage lang vor der Terrasse ihres Zimmers auf und ab ging und wartete, was der Arzt, den uns der Konsul hinaufgeschickt hatte, sagte. Fieber, immer wieder das eine Wort Fieber. Das soll’s hier massenhaft geben, wenn einer kaltes Wasser trinkt oder irgendeine Milch, die nicht gekocht ist — Max, nimm Dich auch in acht! Und nun weisst Du doch, während Du ein freier Mann bist und in der Welt herumsegeln kannst, geht mein Urlaub aus. Ich muss zurück, und Frau von Altenau liegt da drin mit ihren vierzig Grad und weigert sich, ihren Mann kommen zu lassen. Der sei zu alt, die Anstrengung mitzumachen, und hätte erst eine schwere Influenza durchgemacht, bevor sie weggefahren sei, und dann

könne man ihn auch im Amt schwer entbehren (er ist dezernierender Rat im Bayrischen Kultusministerium). Na, da musstest Du mir doch als Rettung einfallen, Max. Ich bin's doch auch einfach meinem Regimentskameraden schuldig. Und wenn man wochenlang mit einer scharmanten Frau aus unsern Kreisen zusammen ist, kann man sie doch nicht so liegen lassen unter den Hotelmenschen in Neapel. Da hab' ich Dir denn das Riesentelegramm geschickt. Hat ein schweres Stück Geld gekostet — die Pyramiden müssen schon recht weit sein. Aber ein Glück, dass ich Dich überhaupt gefasst habe und im letzten Augenblick vor meiner Abreise noch Deine Antwort kriegte, dass Du kommst. Also, Max, lieber Max, Du weisst, wer ich bin, Du glaubst mir jedes Wort, das ich da geschrieben habe. Und wenn Du am Tag, nachdem ich, glaub' mir's, mit schwerem Herzen abgedampft bin, ankommst, dann hüte Frau von Altenau, bis keine Gefahr mehr ist, und schick' mir jeden Tag ein Telegramm. Danken muss ich Dir ja nicht, das versteht sich."

Ja, das verstand sich. Eine blinde Katze. Lernte eine scharmante Frau kennen. Von mir aus, die Schwester eines Kollegen von der Kriegsakademie, und die verdirbt sich den Magen — mit den vierzig Grad wird's auch nicht

so arg gewesen sein, und deswegen holt er mich aus Aegypten nach Neapel. Und ich weiss eigentlich gar nicht, was ich hier soll. Denn wenn die Frau von Altenau, was ich ja glauben will, wirklich die scharmante Frau des Dezernierenden im Bayrischen Kultusministerium ist, ja, was soll die sich von mir denken? Was für Recht hab' ich denn, mich zu ihrem Hüter einzusetzen? Tolle Geschichte! Aber jetzt, wo ich einmal da bin — das alles dachte sich Max, indes die Sonne ganz rot ins Meer fiel —, jetzt werde ich doch vor allem zu erfahren suchen, was mit der Frau von Altenau los ist.

Herr von Engelhardt musste eine Weile in den vielen Gängen und Hallen des Hotels umherirren, bis er zum Portier hinfand. Dann wusste er erst recht nicht, wie denn fragen. Sich einfach anmelden lassen? Na, das Einfachste wäre, nach der Zimmernummer. Also los!

„Frau von Altenau?"

„Ja, die gnädige Frau ist immer noch im Bett. Exzellenz auf Nummer 145."

„Exzellenz?"

Wer ist das? Der Mann?

Aber der Portier gab auch schon Auskunft: „Der Herr ist gewiss jener Herr, den der Herr Leutnant erwartet hat? Na, wir haben schöne

Mühe gehabt, den Herrn Leutnant überhaupt zu beruhigen. Solche Kleinigkeiten, ein leichtes Fieber, bei uns in Neapel — kommt alle Tage vor . . . und genau eine Stunde, nachdem der Herr Leutnant fortgereist war, ist Herr von Altenau selber gekommen. Darf ich die Karte hinaufschicken?"

Max atmete auf. Das war doch eine Lösung. Da waren die Götter vernünftiger gewesen als der Kleine und er selbst.

Wenige Minuten darauf schüttelte er die Hand eines sehr eleganten, sehr soignierten Herrn. Allerdings schon weiss an den Schläfen, mit weissem Vollbart, aber doch nach Haltung und Sprache fünfzig, nicht mehr. Und sehr gut konserviert. Den schonen? Dem keine Strapazen zumuten wollen, wenn die Frau Gemahlin in der Fremde erkrankt? Das war doch so eine Geschichte in dem Brief des Kleinen. Sollte da doch —? Nein, daran wollte Max nicht denken.

Die Herren hatten sich vorgestellt und waren dann ein paar Schritte in den Garten hinausgegangen.

„Ich weiss gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr von Engelhardt. Meine Frau hat mir natürlich schon alles erzählt. Von Ihrem Freunde und dass Sie so unverantwortlicherweise wegen Leuten, die Sie gar nicht ken-

nen, aus Aegypten hergeholt worden sind, wegen so einer Dummheit. Ich muss es schon selber sagen, trotzdem mir ja die Sache auch nahegegangen ist. Aber Sie verstehen, Herr von Engelhardt, es ist doch eben meine Frau. Und da sieht eine leichte Erkältung auf Distanz auch arg genug aus. Dass man Sie aber — ich weiss wirklich nicht, wie ich mich entschuldigen soll —“

„Verzeihen Sie, Herr von Altenau, ich habe das Gefühl, dass ich jetzt eigentlich überflüssig bin und mich aufgedrängt habe.“

„Aber, aber . . .! Geben Sie mir Ihre Hand. Schauen Sie, ich kann mir so gut denken, wie das mit dem jungen Freunde, den Sie da gehabt haben, besser, den wir gehabt haben, war. Gott, er ist halt noch nie mit einer Frau viel zusammen gewesen! Er weiss nicht, dass es eine Frau ganz anders hernimmt als unsereinen, wenn etwas im Körper nicht in Ordnung ist. Und eigentlich war's doch von ihm unglaublich nett, wie er da tagelang vor dem Zimmer auf und ab gegangen ist. Ich glaub' übrigens, meine kleine Elly hat sich auch ein bisschen über ihn lustig gemacht.“

Herr von Engelhardt war ein wenig geniert. Das passte ihm doch nicht.

„Na, Sie nehmen's mir nicht übel. Wir zwei sind Männer, so ungefähr im gleichen

Alter . . . Es ist doch was andres als Ihr — ja, wie soll ich sagen? — ja, Ihr Schützling. Sie können sich schon denken, wie's gewesen ist: dass ich nicht zu Hause still gesessen habe — ich bekomme acht, neun Tage keinen Brief von meiner Frau. Die Jungfer meldet ein leichtes Unwohlsein. Aber zehn Tage — — Gar so ein alter Mann ist man ja doch nicht, dass man die Eisenbahnfahrt von München nach Neapel nicht übersteht. Da bin ich natürlich hergefahren. Zu spät allerdings, um Ihrem Freund zu danken. Aber zur rechten Zeit, um da zuzusehen, dass Elly keine Dummheiten macht — in der Rekonvaleszenz nämlich. Ich hab' Ihrem Freund auch danken und ihn grüssen lassen. Elly hat ihm heute schon geschrieben. Ich hab' darauf bestanden. Es geht ihr gar nicht so schlecht. Ich will da wirklich nicht der Hartherzige sein, der Ihnen den Mann vormacht, der unberührt ist; Sie können sich's übrigens selbst denken, es hat mir einen ordentlichen Stoss gegeben. So zehn Tage keine vernünftige Nachricht, dann auf ein Telegramm erst recht keine ordentliche Antwort. Schliesslich auf ein neuerliches Telegramm an den Hotelbesitzer das erste vernünftige Wort: ‚Ihre Frau gastrisches Fieber erkrankt.' Na, dann weiss man's doch. Hab' auch gewusst, wohin ich gehöre, und bin her-

gekommen. Die Kleine hat's nur nicht wollen. Ja, lieber Herr von Engelhardt, die Kleine sag' ich von meiner Frau. Eigentlich grotesk! — So wie Sie — und meine Frau hat's von Ihnen angenommen, als der Herr Leutnant den Namen verriet — von dem Herrn Leutnant ‚der Kleine' sagen."

Herr von Engelhardt war zu all diesen Worten ziemlich stumm. Es war ihm jetzt erst recht nicht behaglich. Er kam sich etwas lächerlich vor und machte also nur von Zeit zu Zeit eine kurze Bemerkung, die sein Einverständnis ausdrückte, nickte mit dem Kopf und dachte sich: Jetzt heisst's den Augenblick abwarten, wo man sich mit der besten Miene empfehlen kann. Morgen vielleicht noch versuchen, ob man die schöne Frau zu sehen bekommen kann — eigentlich mehr aus Neugierde. Man will doch sehen, ob da eine Intrige dahinter war. Und übermorgen wo anders hin. Die Geschichte war denn doch zu dumm für ihn, er etwas zu alt für derlei.

Herr von Altenau aber sprach lange weiter. Das schien in seinen Gewohnheiten zu liegen. Er musste sich erklären, musste auseinandersetzen. „Sie müssen wissen, ich bin so ohne rechte Anmeldung gekommen."

„So?"

„Ja, Herr von Engelhardt. Gott — verzei-

hen Sie's mir, ich hab' ja den Kleinen nicht gekannt. Es hätt' ja auch etwas andres als ein gastrisches Fieber sein können. Und da ich einmal die Dummheit gemacht habe, meiner Frau keine Zügel anzulegen — ich glaube ja auch nicht, dass es eine Dummheit ist, nur die andern sagen's wohl in solchen Fällen —, da muss man eben von Zeit zu Zeit Vorsehung spielen."

„Vorsehung spielen? Geht das so leicht?"

„Leicht? Nein, Herr von Engelhardt, aber es scheint manchmal doch zu gehen. Sie müssen mich nach dem Gespräch da für einen ganz merkwürdigen Menschen halten. Höhnisch, zynisch, allzu offenherzig, geschwätzig, indiskret, weiss Gott was. Kramt da seine Dinge vor einem Fremden aus. Aber wissen Sie, Sie sind mir kein Fremder. In den eineinhalb Tagen, die ich jetzt da in Neapel bin, hab' ich eigentlich immer an Ihnen herumgedacht. Der Kleine, der war mir klar, nach einer halben Stunde Gespräch mit meiner Frau. Und wie's mit ihr steht, na, das haben mir meine Augen — und natürlich auch der Herr Doktor — gesagt. Schliesslich sind wir jetzt ja doch schon fünfzehn Jahre verheiratet. Da weiss man, wie eine Frau ausschaut, wenn sie sehr elend ist, und wie eine Frau ausschaut, wenn sie, recht hübsch frisiert, mit Schmerzen da und

dort im Bett gelegen hat, während der Kleine draussen auf und ab ging. Ich bitte Sie, Herr von Engelhardt, nehmen Sie mir's nicht übel, ich kann jetzt nicht mehr sehr ernst über die Sache reden. Vielleicht ist's ein Rückschlag nach dem Schrecken die lange Zeit hindurch, wo ich keinen Brief bekommen hab', und dann, als das Telegramm vom Hotelier gekommen war, während der Reise hierher. Jetzt muss ich eher ein bisschen lachen. Und Sie werden sehen, in drei, vier Tagen fahren wir drei zusammen in einem schönen Wagen spazieren, und Sie können Ihren Freund beruhigen. Elly wird ganz gut und gesund aussehen. Uebrigens sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, dass Sie morgen den Tee bei uns nehmen sollen."

Herr von Engelhardt musste nun selbst lachen. Das alles, die ganze Geschichte war zu verrückt. Man lässt den einen aus Aegypten kommen. Ein andrer verzehrt sein junges Herz vor der Tür einer Frau, die gar nicht so krank ist, dass sie auch nur eine ernsthafte Sorge verdient hätte. Und der, der die Sache am leichtesten und am fröhlichsten und endlich am gescheitesten erzählt und jedem seine Rolle zuteilt, ist der Ehemann. Nach langem Schweigen konnte Max sich nicht enthalten, diese Beobachtung Herrn von Altenau auch ins Ge-

sicht zu sagen. Schliesslich war diese Bekanntschaft auf eine so sonderbare Weise geschlossen worden, und das erste Gespräch hatte in so viele Untiefen geführt, dass er nun ruhig auch seinerseits ein aufrichtiges Wort sagen konnte. Die Antwort liess auf sich warten. Herr von Altenau bekam plötzlich Interesse für das Meer, das in der Ferne, ziemlich weit von ihnen, im Abenddunkel jetzt schimmerte, und schwieg zuerst.

Dann: „Wir reden ja noch. Es scheint, dass wir rasch Freunde geworden sind. Oh, Herr von Engelhardt, entschuldigen Sie, wir in Süddeutschland nehmen die Worte nicht schwer. Wir sagen leichter ‚Freund'. Es verpflichtet Sie zu nichts. Und eigentlich haben Sie uns den grössten Freundschaftsdienst im voraus getan. Ich wüsste nicht viele Freunde, die von einer Fahrt nach Aegypten und Palästina — vielleicht wollten Sie gar nach Japan? — so rasch zurückgekommen wären, auf ein derartiges Ersuchen hin. Na — wir wollen uns abends mehr sagen. Ich muss jetzt noch zu meiner Frau zurück, sie liegt ja im Bett. Ich muss sehen, dass sie ihre Milch richtig gekocht bekommt, und dass sie nicht plötzlich auf die Idee kommt, in ‚grande toilette' den Speisesaal zu beehren. Also, wenn es Ihnen recht ist, Herr von Engelhardt, gegen acht Uhr im Re-

staurant. Wir essen zusammen und sehen zu, dass aus dieser plötzlichen Bekanntschaft was Rechtes wird. Wollen Sie?“

Herr von Engelhardt verbeugte sich, steifer, als er eigentlich gewollt hatte. Aber das lag nun einmal in den Gewohnheiten, aus denen er nicht herauskonnte. Später kam es ihm vor, als ob der andre zu dieser kühlen Verbeugung ein wenig gelächelt hatte. Dieses Lächeln war ihm unangenehm. Das hiess doch: ‚Du bist der ewig Steife. Norddeutschland, Berlin, Pommern und Umgebung. An leichte internationale Formen, an Fassen von etwas Ungewohntem kannst du dich nicht gewöhnen.‘ Und sonst war gerade er stolz darauf gewesen, nicht Konventionsmensch zu sein.

Herr von Altenau hatte mit seinen Prognosen ganz recht gehabt. An einem Donnerstag war Max in Neapel angekommen, und Sonntag nachmittag fuhren sie zu dreien den Korso auf und ab. Fuhren dann, als es ihnen, den Fremden, zu langweilig wurde, in der engen Strasse immer an den Wagen mit den schön, aber etwas grell gekleideten Neapolitanerinnen vorbeizufahren, hinaus, am Meer entlang und atmeten die schön von der Sonne durchwärmte Luft. Herr von Engelhardt hatte darauf bestanden, vis-à-vis zu sitzen. So konnte er die „kranke" Frau am besten beobachten.

Schön war sie, diese Frau. Die dunklen Augen sahen so oft über alle Menschen hinweg, dass ihnen ein träumerischer Glanz bei den alltäglichsten Bemerkungen nicht versagt war. Die Wimpern waren lang. Und in dem schmalen Gesicht war denn doch von dem Fieber eine Blässe übriggeblieben. Aber diese Bleichheit verschönte die anmutige Frau nur. Denn sie sah nicht krank aus, nicht wie je-

mand, den ein heisses Fieber halb verbrannt hat, dem in vielen Nächten das Blut zu hoch hinaufgewallt war, sie war nur zarter, weisser geworden. Das Blut schimmerte durch die ganz dünne Haut. Und der schmale Streifen Fleisch, der zwischen dem hochgeschossenen Kleid und dem Kinn manchmal bei einer ungestümen Bewegung, wie sie die junge Frau oft hatte, hervorkam, liess blaue Adern sehen und einen Ton von heller, leuchtender Farbe, wie ihn Max noch nie gesehen zu haben glaubte. Dazu ein Mund, der den Ausdruck des Gesichts in jeder Minute wechseln liess. Bald sah sie aus wie die Geschwächte, der man Decken über die Knien legen musste, was Herr von Altenau denn auch sehr eilig, aber wiederum nicht ohne ein gelegentliches Lächeln tat. Bald war sie übermütig und schnellte ihren Körper, die schmale Brust, den ganz jungen Leib, in die Höhe, wie ein Knabe fast, der sich im Wagen aufhebt, nach allen Richtungen zu spähen, alles zu sehen, und dazu kam bei ihr dann noch: von allen gesehen zu werden. Dann ein andresmal schien dieses Gesicht ganz ernst. So ernst, dass man glauben mochte, nie werde ein Lächeln es aufhellen können. Die Augen lagen fest und tief, fast zu tief in ihren Höhlen, das Kinn war unbeweglich, und nun war es eine ernste, madonnenhafte Frau, ge-

drückt von unendlicher Trauer. Und nach wenigen Sekunden wieder eine ganz andre.

Diesen sonderlichen Wechsel, der nicht nur ein äusserlicher Wechsel war, hatte Max in den paar Tagen, die er da war, nun schon seit der ersten Minute, da sie, in einem grossen Stuhl sitzend, ihm die schmale Hand entgegengestreckt hatte, immerfort beobachten müssen. Er konnte sich nicht losreissen von dieser Merkwürdigkeit. Er dachte nach, ob das noch Krankheit sei, Schwäche oder einfach Spiel. Spiel, das eine junge Frau — denn Frau von Altenau trug ihre fünfunddreissig Jahre leicht — nun mit ihm, wie früher mit jenem, zu treiben begonnen hatte. Oder ob hinter all dem die grosse Unrast wohne, die sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen liess, so dass sie bald nach dem einen, bald nach dem andern ihre Wünsche schickte und, nie zufrieden, sich selbst dadurch immerzu aufreibend, den Begleitern das sonderbare Schauspiel einer *immer andern* darbot. Den ersten Nachmittag hatte sie noch wenig sprechen dürfen. Herr von Altenau, der in Gegenwart seiner Frau die Krankheit ungemein ernst nahm, duldete es durchaus nicht. Kaum ein paar Laute hatte Max also gehört, und die kamen aus einer müden Kehle und verrieten nichts als eine weiche, sehr bewegliche Stimme. Wäh-

rend jener ersten Stunde am Teetisch hatte fast nur Herr von Altenau gesprochen. Er wusste ja schon alles über die jüngste Vergangenheit und konnte also berichten. Seine Frau, die Kammerjungfer, die seit Jahren bei ihnen war, beide hatten ihm alle Details der ganzen Geschichte erzählt. Aber Max hörte ohne viel Interesse von der Freundschaft, die den Kleinen zu einer Art Reisemarschall der Frau von Altenau gemacht hatte, seit Florenz und Siena, bis sie dann krank geworden war; hörte in einer sonderlichen Verlegenheit und innerlich eher geärgert die herzlichen Dankesworte, die Frau von Altenau und ihr Gemahl mit gleicher Wärme für diese Freundschaft dem Kleinen und auch ihm selbst aussprachen. Und suchte, während dieser kluge Mann, der in den ersten Tagen viel sprach und oft noch mehr erraten liess, die ganze Geschichte der letzten Wochen aufrollte, immer wieder nach einer unwillkürlichen oder vielleicht sogar absichtlichen Bewegung, Andeutung der jungen Frau, die ihm Aufklärung geben sollte, was hinter dem allem eigentlich stecken könnte.

Hatte der Kleine geliebt? Und die allzukluge Frau ihn auf sanfteste Weise weggeschickt, indem sie krank geworden war? Oder war's vielleicht gar ein wirkliches Abenteuer gewesen bis zur Neige der Erfüllung und Tren-

nung und der Kleine nicht so ganz der Kleine? Diese Frau war doch zu merkwürdig. Sie sah nicht so aus, wie sie jener Brief geschildert hatte. Die „scharmante Frau“ aus unsern Ständen! Ja, gewiss, das war sie ja zweifellos. Aber es war nicht das, was man gerade von dieser Frau zu sagen hatte. So viel andres war wesentlicher. Vielleicht aber waren die Sonderlichkeiten, die Max so auffielen und fesselten, vielleicht erst jetzt da, Folgen der Krankheit, Nervosität? Vielleicht auch — wer konnte solche Dinge wissen, welcher Mann beurteilen, wie ein andrer Mann das Herz einer Frau schlagen macht? — war es der Abschiedsschmerz, der sie jetzt so unruhig erscheinen liess, und der ihm einen sonderbaren, ihm selbst unheimlichen, zu grossartigen Vergleich doch immer wieder aufdrängte? Medusenhaft. Das war die Frau, die Augenblicke lang das Gesicht einer Madonna hatte. So erschienen ihm ihre Augen, so das braune Haar, das sich vorn und an den Seiten lockte, und dessen Fülle nur flüchtig aufgesteckt war, um nämlich nicht den Kopf in den ersten fieberfreien Tagen zu sehr zu belasten . . . So dieser zuckende Mund . . .

Aber weder an dem ersten Nachmittag beim Tee, noch am nächsten Tage, an dem Max und Frau von Altenau vormittags allein auf

der Terrasse in der Sonne sassen, während Herr von Altenau in die Stadt hinuntergegangen war, die Bronzen im Museum anzusehen, konnte er irgendeine Andeutung, gewollt oder ungewollt, unwillkürlich entdecken. Nichts. Sie sprach herzlich von dem jungen Offizier, wie von jemand, der einem grosse freundschaftliche Ergebenheit bewiesen hat. Sie vergass auch nicht, Max selbst nochmals in weichtönenden Worten zu danken. Und dabei wieder: ihm die Hände, beide Hände in einer ganz raschen Bewegung entgegenzustrecken, so dass er gar nicht anders konnte, als beide fassen und sich wundern, wie kühl sie waren, und wie fest ihr Griff bei aller Zartheit die eine Sekunde lang hielt. Aber das war alles. Sonst war nichts zu erfahren.

Max las den Brief des Kleinen in diesen Tagen immer wieder. Vielleicht hatte er da was übersehen. Bis er ihn Wort für Wort auswendig wusste und damit auch wusste, dass das pure lautere Wahrheit war. Gewiss. Den Tatsachen nach. Vorgegangen war sicher nichts. Was man nämlich so vorgehen nennt. Aber ist das das Wesentliche? Ob der Kleine sie geliebt hat? Sie liebt? Vielleicht. Aber wenn's so war — warum beruhigte er sich mit dem kurzen täglichen Telegramm, in dem Max mitteilte, dass Frau von Altenau völlig gesun-

det sei? Und als Sonntag früh ein Brief des Kleinen kam, klang er sehr beruhigt durch die günstigen Nachrichten, trug viele Herzlichkeiten an Frau von Altenau auf, erinnerte an schöne Stunden; aber Leidenschaft konnte man wahrhaftig hinter diesen fast kindlichen Worten nicht entdecken. Und den gleichen Eindruck gab auch ihre Art, von ihm zu sprechen. Sie lobte die junge Offenheit, die Frische, nahm ihn eigentlich mehr als einen Typus, Beispiel der neuen deutschen Generation als einen einzelnen Menschen, von dessen Art man gefasst und nicht mehr losgelassen wird. Es schien doch, dass hier das Unwahrscheinliche Wahrheit, das Gesagte auch wirklich ganz aufrichtig gewesen sei. Die beiden schienen zusammen gereist, zusammen schöne Dinge genossen zu haben. Freundschaft war entstanden, die vielleicht bald erloschen wäre, wäre nicht diese kleine Krankheit gekommen.

Ueber diese Krankheit scherzte Herr von Altenau immer wieder. Er schien solche Zufälle in der Gesundheit seiner Frau schon das eine oder andre Mal erlebt zu haben. Am ersten Abend schon hatte er mitten in das Gespräch, das abends viel zurückhaltender, viel korrekter als nachmittags gewesen war, plötzlich ein Wort von „beinahe hysterisch“, von „sich selbst eine Krankheit suggerieren“ fal-

len lassen und Max dann sehr scharf angesehen. Max war natürlich dem Blick gefolgt, ohne zu antworten. Das war eine Erklärung. Es war die Erklärung, die der Ehemann gab; der Ehemann. der in späten Jahren ein ganz junges Kind geheiratet hatte und sie den grösseren Teil des Jahres allein in der Welt herumreisen liess.

Von dem Leben der beiden hatte Max dann in den paar Tagen eine Menge erfahren. Sie machten kein Geheimnis daraus. Als Hausfrau in München, zum Bewirten der Herren von den Ministerien und Gesandtschaften fühlte sich Frau von Altenau nicht stark genug, fühlte auch vielleicht nicht ganz die Neigung dazu. So war sie nur die nötigsten zwei Monate, von Anfang Herbst bis nach Weihnachten da. Und dann auf Reisen. Sie war ja zart. Man konnte es verstehen, dass diese gebrechliche Frau besser in der Sonne des Südens als in der scharfen Atmosphäre Deutschlands ihr Auskommen finde. Aber der Mann allein zu Hause und dann auch sie allein? Natürlich mit der Kammerjungfer. Aber doch allein! Und eine junge Frau! Auch für diese Merkwürdigkeit in der Ehe bekam Max sehr früh die Erklärung. Das ist ja das Sonderbare an Reisebekanntschaften. Drei Tage irgendwo zusammen zugebracht, und man sagt sich

mehr als in der Heimatstadt in Monaten. Ein paar Tage nach der Ankunft, nach dem Diner einmal — es war noch sehr warm, und Elly durfte aus dem Zimmer noch nicht heraus — hatten die Herren das Bedürfnis, spazierenzugehen oder doch in die Luft. Es war auch sehr heiss gewesen den ganzen Tag. So gingen sie aus dem Hotel fort, liessen die Kutscher von ihren Wagen oben vergeblich ihre Rufe ihnen entgegenschicken und schritten den Berg hinab. Sehr lange ohne Worte, ihre Zigarren rauchend, bis sie die Stadt durchkreuzt hatten und dann irgendwo ein ganz kleines Kaffeehaus fanden, nicht für Fremde geschaffen, vor dem zu dieser Stunde niemand sass. Da nahmen sie dann Platz. Und weiss Gott, wie's kam — Max hatte sicherlich nicht den Anlass gegeben —, Herr von Altenau fing an, von seiner Ehe zu sprechen.

„Ja, Sie wundern sich gewiss auch schon. Sehen mich, sehen meine Frau und denken sich ihr Teil. Denken sich wahrscheinlich, er hätte schon längst seinen Abschied nehmen sollen, wenn die Frau nun nicht in München leben kann und will, und mit ihr zur Sonne hinuntergehen. Oder, was schöner wäre — man träumt ja manchmal, Herr von Engelhardt —, hätte sich wo ein kleines Haus kaufen können. So an einem der Seen in Oberita-

lien oder auch unten an der Riviera. Ganz klein, denn wir haben ja keine Kinder. Und mit einem grossen Garten voller Blumen, dass man die Rosen selber pflücken und auf den Tisch stellen kann. Und dort leben. Unser Beruf? — Sie haben's sich ja wahrscheinlich auch schon gedacht, Herr von Engelhardt — es würde auch ein andrer dezernierender Rat sein können, und Sie haben gewiss recht. Nur ich kann's nicht. Sehen Sie, damals, wie ich geheiratet habe — es war ja schon reichlich spät: denken Sie, ich war fast fünfzig Jahre alt, jetzt bin ich stark auf der andern Seite der Fünfziger —, damals war's ja mein Plan. Elly aber wollte nach München. Vielleicht war's ihr Ehrgeiz, die gesellschaftliche Stellung auszukosten. Denn ihre Eltern, die haben ja immer draussen in der Einsamkeit gelebt. Da hat sie nicht viel Triumphe feiern können. Damals also hat's meine Frau mir ausgeredet. Denn ich dachte: Du bist ein alter Mann, und was kannst du dem zarten Kind eigentlich geben als ein schönes warmes Leben in der Sonne. Und da hatte ich schon einen wundervollen Reiseplan gemacht. Um die ganze Welt wären wir gegangen. Und wo's uns am schönsten vorgekommen wäre, da hätten wir das Haus gebaut. Es war vielleicht auch noch eine andre Hoffnung damals, die ich gehabt habe,

und die dann fortgeflogen ist . . . Also Elly hat damals nicht wollen. Nur nach München wollte sie und ein grosses Haus einrichten und viele Leute bei sich sehen. Bis es im zweiten Jahre nicht mehr gegangen ist. War sie zu jung? Hat sie wirklich ein bisschen was an der Brust oder lag die Krankheit wo anders? Kurz, Herr von Engelhardt, an einem Nachmittag — damals war ich noch nicht so ruhig in den Dingen wie heute und hab' auch von nichts eine Ahnung gehabt — ist unser Arzt in mein Zimmer gekommen und hat gesagt: Den Koffer packen und fort. Gleich im Anfang der Saison und eine junge Ehe — Gott, die Leute haben eine Menge geredet! Ein Glück, dass ich mir nichts daraus mache. Und dann sind wir fort. Zuerst zusammen. Aber es hat nicht viel geholfen. Und in San Remo unten, da schien's ganz schlecht zu gehen. Sie hat nichts mehr gegessen, und ihre Augen — ach, Sie kennen ihre Augen nicht, Herr von Engelhardt! — ihre Augen lagen immer nur ganz tief in den Höhlen drin. Und gelächelt hat sie damals gar nie mehr. Und dieses Lächeln, das sie jetzt ja wieder hat, und das Sie sehen werden, dieses Lächeln war's ja gewesen, das ich an ihr so geliebt hatte. So geliebt, dass ich sie als ein alter Mann heiratete. Sehen Sie, damals habe ich wirklich nicht ge-

wusst, was machen. Die Aerzte raten einem da so Dinge und glauben, man kann's richten, weil sie's vorschreiben. Der in San Remo war kein junger Mensch mehr. Auch kein alter, aber so hart an die fünfzig, und einer, der wohl einiges gesehen und gelebt hat. Ja, ich werde die Stunde damals nicht vergessen. Wissen Sie, Herr von Engelhardt, was er mir als Rezept verschrieben hat für die Frau, deren Lächeln ich geheiratet habe, weil's bei mir zu Hause, trotz Kammerdiener und Küchenchef, zu still geworden war —? Allein lassen soll ich sie. Ich bin damals in die Höhe gefahren. Ich hab' auch Erklärungen von ihm haben wollen, irgendeine vernünftige Erklärung. Aber er hat immer mit dem Kopf geschüttelt und nein gesagt. ‚Vernunft ist da nichts, und Ihrer Frau dürfen Sie von diesem Rezept nichts sagen, sonst ist's auch schon nichts mehr wert', hat er gesagt, ‚übrigens — Sie brauchen mir ja nicht zu folgen. Aber, die Frau stirbt Ihnen weg.' Drei Tage hat er mir das wiederholt. Sie sind nicht verheiratet, Herr von Engelhardt, haben auch keinen Bruder, keine Schwester. Haben Ehen wohl nie so in der Nähe gesehen, wissen also nicht, was das heisst, einem Manne, der ein helles Lächeln, ein helles Lachen einer achtzehnjährigen Frau geheiratet hat, sagen: sie allein lassen, ist das

Mittel, dass sie nicht wegstirbt. Und dann, als ich entschlossen war, ist erst der Kampf mit Elly gekommen. Sie sagte: Ich will nicht. Ohne einen andern Grund anzugeben, als dass sie wüsste, wohin sie gehöre. Zu ihrem Manne. Und sehen Sie, lieber Herr von Engelhardt, nun musste i c h ihr zureden, zu tun, was mich viel — wenn wir in pathetischem Ton redeten, so müsste ich sagen: mein Glück — gekostet hat. Da hat dann der Doktor doch seine Kraft einsetzen müssen. Ich hätte nicht mehr viel gehabt. Und dann hat sie fünf, nein sechs Monate ganz allein unten in der Sonne gesessen. In Cannes, später in Lugano, am Lido. Und es wird schon Juli gewesen sein, wie sie mir zurückgekommen ist. Wirklich gesünder. Und manchmal hat sie auch wieder gelacht. Aber auch der Arzt in San Remo, der sie noch ein paar Tage, bevor sie nach Hause gefahren war, wieder gesehen hatte, hatte nicht versäumt, mir mein Urteil nochmals zu schicken; dass es so bleiben müsse, Jahre noch zumindest. Ja, ‚zumindest'. Es geht Sie das alles ja eigentlich nichts an, Herr von Engelhardt. Und ich erzähle es Ihnen nur, weil Sie unsertwegen aus Aegypten hergekommen sind und sich wahrscheinlich manches denken oder gedacht haben über die Frau von Altenau, die da ganz allein in der Welt herumfährt, und die ein blut-

junger Leutnant betreuen muss, für die ein Fremder, verzeihen Sie, einen andern Fremden herrufen musste, trotzdem sie einen Mann hat, der . . . Aber da ist keine Hilfe.

„Ein einziges Jahr habe ich's noch versucht, Widerstand zu leisten, ihr und mir, drei Jahre nach der ersten Trennung. Elly hatte auch nicht fort wollen, und es schien ihr ganz gut zu gehen. Am Weihnachtstag aber ist sie dann fiebrig geworden, und zu Neujahr war's zum Auslöschen. Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, alle die schönen Sachen zusammen. Da haben wir dann, als sie doch aus dem Aergsten heraus war, den Arzt aus San Remo kommen lassen. Zuerst hat er gar nicht kommen wollen. Ich wisse seine Ansicht, hat er telegraphiert. Auf mein vieles Drängen ist er dann gekommen und hat wieder seinen alten Rat, nein, das Urteil für mich wiederholt. Sie allein, in Frieden und in der Sonne lassen, jede Erregung meiden, auch die Sorge eines ängstlichen Mannes. Und seitdem lass' ich sie allein durch die Welt fahren und freu' mich, wenn aus ihren Briefen jenes Lachen kommt, das ich in Wirklichkeit ja nur im Sommer ein paar Wochen lang hören darf. Denn wenn sie eine Weile wieder mit mir gewesen ist, heiter, scheinbar zufrieden, ohne je zu klagen, wird ihr Gesicht schon wieder schmal,

sie schwindet förmlich dahin . . . Und jetzt bin ich schon so weit, dass ich selber sie pünktlich wegschicke. Ja, man lernt manches . . .

„Und jetzt denken Sie, Herr von Engelhardt, sich wahrscheinlich: das ist einer von den vielen Herren, die die Dummheit gemacht haben, ein ganz junges Geschöpf zu heiraten und die dafür bezahlen müssen. Aber Sie haben wahrscheinlich unrecht. Ich glaube nicht, dass es so ist, wie die Leute sagen, die mir manchmal wohlwollende anonyme Briefe schreiben. Ich glaube, sie hat mich doch ganz gern. Es ist nur ein Unglück, dass wir nicht zusammen leben können. Ich nicht im Süden mit ihr, weil mich das Nichtstun und das Spazierengehen da aufreiben würde, sagen die klugen Aerzte, und sie meine Sorge um ihre Gesundheit brächte, und ich überhaupt wahrscheinlich nicht der rechte Pfleger für die Frau bin. Und sie hält eben das andre Leben nicht aus, kann's nicht. Gründe . . .? Sehen Sie, Herr von Engelhardt — es ist heute so eine sonderbare Nacht, und wir sitzen da ganz allein, und ich erzähle Ihnen . . . Ich glaube wirklich nicht, dass ich der komische, lächerliche Ehemann bin. Sie hat mich schon gern auf i h r e Art. Und ich geb' acht auf sie, auf m e i n e Art. Sie können das gar nicht wissen, wie feinfühlig selbst unsereiner bei solchen Dingen im Laufe der Jahre

wird. Wie er lernt, jedes halbe Wort verstehen. Und zuvorkommen und verhüten und Obacht geben, lächelnd schweigen, in der Ferne bleiben, sein Herz verschliessen und seine Hand über ein gebrechliches Wesen halten, dass sie nur ja keine Dummheit macht, die dann das ganze Leben zerbricht, ihres und meines. Es geht ja nicht nur um Erkältungen und gastrisches Fieber. Denn sehen Sie, Herr von Engelhardt, das könnte ich ja doch nicht. Wenn ich eines Tags wissen müsste, dass ein andrer von ihr die ganze Liebe empfangen hat, die meine Liebe ihr nicht hat entlocken können — ich glaube nicht, dass es dann weiterginge. Und was täte sie dann? Was würde mit ihr? Vielleicht ein paar Monate Leidenschaft und Glück und Seligkeit, und wie die jungen Leute das sonst nennen. Aber so achtgeben auf sie, wie ich jetzt vierzehn Jahre auf sie achtgegeben habe, ohne dass sie eigentlich recht weiss, dass man so auf sie achtgeben muss, mit einem Lächeln und mit ein bisschen Spott, ja auch damit manchmal — das findet sie bei keinem sonst. Und dann, wenn was geschähe, wär's schade um sie.

„Ich rede da so, lieber Herr von Engelhardt, als ob Sie mich oder sie lange Jahre kennten. Und Sie haben ihr nur eine Stunde lang zugeschaut, wie sie die Finger der einen Hand in

die der andern gepresst hat und noch ziemlich schwach war und doch vor Ihnen sehr gern die starke Frau sein wollte. Aber Sie werden sie ja jetzt kennen lernen, Sie bleiben doch eine Weile hier, nicht wahr? Und wenn Sie sie einmal lachen hören, so hell lachen wie ein ganz, ganz junges Mädchen, ja, dann werden Sie vielleicht begreifen, dass ein alter Herr Ihnen ohne jede Not in einer Nacht in Neapel die Geschichte seines Lebens erzählt hat.“

Max sass jetzt schon die vierte Woche in Neapel. Oben im Hotel war's ja kühl. Aber unten in den schmalen Strassen versengte die Sonne jedes Leben, so dass die Stadt tagsüber tot schien und die Leute erst, wenn der Abend sich einstellte, aus den Häusern hervorkamen. Fremde gab's auch nicht mehr viel. Irgendein zufällig Durchreisender, für die andern war es schon zu spät im Jahre.

In den ersten Wochen hatte sich der Herr von Engelhardt Tag für Tag vorgenommen, morgen abzureisen. Dann aber war ihm der Gedanke entschwunden. Und er wusste, dass er so lange in Neapel bleiben würde wie das Ehepaar, mit dem er auf eine so ungewöhnliche Art nahe Bekanntschaft gemacht hatte, seinen Aufenthalt dort nehmen würde. Und eigentlich, wenn er darüber nachdachte, war auch für die kein rechter Grund da, in Neapel zu bleiben. Herr von Altenau, der sich einen längeren Urlaub genommen hatte und erst mit seiner Frau zusammen in den Norden zurück-

kehren wollte, erzählte zwar von einer Liebhaberei für die Medaillen des Cinquecento, die er eigentlich schon dreissig, vielleicht sogar fünfunddreissig Jahre gehabt habe. Und jetzt erst sei er dazu gekommen, den Jugendwunsch zu erfüllen, in schöner Ruhe das Antikenkabinett zu durchforschen und jene kleine wissenschaftliche Arbeit — nur für sich und seine Freunde natürlich — zu schreiben, die ihn als ganz jungen Menschen vor dem Eintritt ins Ministerium gereizt hatte.

Und Frau von Altenau behauptete, sie müsse Wärme haben, wirkliche Wärme. Und wenn einer der Herren flüchtig erwähnte, dass man die jetzt auch etwas höher nördlich haben könne ohne die Nachteile eines manchmal fast schon tropisch werdenden Klimas, dann wurde sie gereizt, nervös, war eine ganze Weile unzugänglich. Sie hatte sich in Neapel, in die Terrasse oben auf dem Berg, in die Fernsicht über die Bucht, in diesen grossen blauen Hafen, in die Umgebung verliebt. Sie schien auch ganz gesund, sogar stark und kräftig zu werden; kräftiger, als man es ihrer zarten Gestalt je zugemutet hätte. Kein Ausflug war ihr zu anstrengend. Und so genossen sie die Schönheit aller jener Fahrten, die Neapels Reiz ausmachen. Aber bald nicht mehr zu dritt. Herr von Altenau hatte sich nach einer Woche

entschuldigt. Jetzt, wo ihm die Gelegenheit gegeben sei, seine Antiken ordentlich zu studieren, davon abzustehen, das hiesse doch auf einen Wunsch einfach verzichten.

Und dagegen liess sich eigentlich wenig sagen. Besonders da das Gespräch zu dreien bald mühsam geworden war. In jenen Zeiten nämlich, als Herr von Engelhardt gar zu eindringlich das Rätsel der Natur, das diese junge Frau darstellte, zu lösen bemüht war. Noch bildete er sich nämlich manchmal ein, nur ein psychologisches, sozusagen „rein menschliches“ Interesse für sie zu haben. Er konnte manchmal eine Viertelstunde lang schweigsam im Wagen ihr gegenübersitzen und die Veränderungen beobachten, die die Linien ihres Gesichtes zeigten. Dann begann er zu träumen. Begann daran zu denken, wie es wäre, eine gleichaltrige Frau oder eine fast gleichaltrige an seiner Seite zu haben. Eine, die viel gedacht und innerlich viel erlebt hat. Nicht ein Kind, eine, die auch schon ein Stück Weg auf der Lebensstrasse gegangen ist. Und manchmal kam ihm auch die Vorstellung einer Trennung zweier miteinander durch lange Jahre verbundener Menschen gar nicht mehr so schrecklich vor, die Schwierigkeiten, Hemmungen geringer, als er früher gedacht hätte. Und er würde nicht mehr allein sein . . .

Der Gedanke an den Skandal, den es ja geben würde, unvermeidlich geben würde, schreckte ihn nicht mehr so. Und jenes junge Lachen, von dem ihm Herr von Altenau in der ersten Nacht gesprochen hatte, hatte er nun auch schon gehört, und der Ton war auch in seinem Ohr geblieben. Zum ersten Male vernahm er es, als sie auf den Vesuv hinauffuhren. Es war der erste grössere Ausflug, den sie nach der Krankheit gewagt hatten. Sie hatten einen sehr drolligen Kutscher — einen Neapolitaner, der immerfort mit sich selbst sprach, Komödie spielte, unverständliches Zeug redete, mit seinen Pferden wie mit Menschen sprach. Und da mit einem Male lachte die junge Frau, die bisher höchstens ein schwaches, schmales Lächeln um die ermüdeten Lippen gehabt hatte, hell auf. Herr von Altenau suchte den Blick des neuen Freundes. Aber er fand ihn nicht. Denn die Augen des Herrn von Engelhardt waren in eine Weite gerichtet, aus der sie erst viel später zurückkamen, als dieses Lachen schon in der dünnen Luft verklungen war und Frau von Altenau längst wieder ein andres Gesicht zeigte — ein wehmütiges Junge-Frauen-Gesicht — und von der überstandenen Krankheit sprach, und dass sie sich doch sehr in acht nehmen müsse, weil sie jede Freude gleich bezahlen müsste, ihr die

Forderung der Natur stets sofort präsentiert werde: durch einen Rückfall in ihr Leiden, durch lange Tage der Erschöpfung, der Schwäche, der Lustlosigkeit . . .

In der Tat, als sie abends nach Neapel zurückgekommen waren, musste sich Frau Elly gleich zu Bett legen. Und Herr von Altenau fand in den nächsten Tagen für seine Redseligkeit keinen rechten Gesellschafter. Fast immer wich Max den lang in die Nacht hineinreichenden und, wenn man ehrlich sein wollte, immer sehr interessanten Gesprächen des vielerfahrenen Mannes aus. Er wollte allein sein und sass, in Gedanken und unklare Zukunftspläne versunken, in seinem Zimmer an der offenen Balkontür. Er konnte den Widerschein des Lichtes sehen, das noch lange Stunden, nachdem man sich kurz nach dem Diner voneinander verabschiedet hatte, aus dem Zimmer der jungen Frau kam. Die Nächte waren schön. Klare Sternennächte. Und wie es manchmal geschieht, dass die Natur durch ihre Reinheit die Herzen der Menschen zwingt, ehrlich zu sein, so zwangen diese einsamen Sommernächte Max, sich selbst gegenüber wahrhaft zu sein. Er wusste — und sagte es sich in diesen klaren Stunden, dass wenige Tage, mit dieser Frau zugebracht, und darunter kaum zwei, drei Stunden täglich allein mit ihr, genügt

hatten, in seine Seele Liebe zu der Merkwürdigen zu senken. Auch ohne viele Worte lernen Menschen einander verstehen und fühlen sich zueinander gezwungen.

Und wie er so darüber nachdachte: die Merkwürdige, Medusenhafte war sie ihm. Warum eigentlich? Sie hatte früh einen alten Mann geheiratet, war nicht sehr gesund. Das alles kam tausendmal vor. In seiner Familie war's geschehen. Bei Bekannten. Und war gar kein Grund, die Frau merkwürdig zu nennen. Das Geständnis des Ehemannes damals in jener Nacht? Sah er die Dinge auch richtig? War alles wirklich so gewesen? Oder hatte vielleicht ein kluger Mensch, der zugleich ein Arzt gewesen war, einmal vor vielen Jahren den Helfer gespielt und die äussere Form einer Ehe gewahrt, die innerlich unmöglich geworden war? Durch ihr Gefühl oder ein Geschehnis? Aber warum war's nicht möglich, dass die junge Frau wirklich das Alleinsein brauchte? Wenigstens das Alleinsein von jenem Liebeerfüllten und Liebeverlangenden, den s i e gewiss nicht liebte. Denn das war ihm sicher. Das hatte er gesehen, das wusste er im Herzen so fest, wie er eigentlich am allerersten Tage, wo er diese Frau gesehen, schon gespürt hatte, dass da ein Schicksal an ihn herankomme, wie er es noch nie gespürt

hatte. Ein Schicksal, dem man nicht entrinnen kann. Und dem er vielleicht gar nicht ernsthaft entrinnen wollte . . . Und dann, wenn der zärtliche Mann ihr Decken um die Füsse legte oder sie aus Vorsicht zwang, ein Tuch umzunehmen, da zogen sich so oft die Lippen, die Mundwinkel der Frau tief herab, und es war fast ein böser Zug, der in ihr Gesicht kam. Fast etwas wie Hass antwortete auf diese Vorsicht, die doch nur Zärtlichkeit und Fürsorge war. Nein, sicherlich konnte sie ihn nicht ertragen. Hatte in den vielen Jahren wohl auch verlernt, gerecht zu sein gegen das Freiherzige und Vertrauende in diesem Manne. Und spürte nur eins: dass sie als junges Kind in die Hand eines alten Mannes gelegt worden war und nicht mehr von der Fessel dieser zärtlichen Wachsamkeit loskommen konnte. Materielles spielte wohl mit; er — oder war's sie selbst gewesen? — hatte einmal die Mittellosigkeit ihrer Familie erwähnt. War sie darum bei ihm geblieben? Noch „geblieben"? Und war vielleicht eine jener Frauen geworden, die, halb bewusst, halb Instinkten gehorchend, mit Männern spielen, immer nur spielen, sich kein wirkliches Gefühl, weil keine ehrliche Lösung von dem sicheren „guten Leben", gestatten und darum auch gar nicht wissen, was Liebe ist, wenn sie auch noch so viel von

ihr sprechen und lesen? War er nun einer aus den Reihen vieler, auf die sie gerade auf die gleiche Art gewirkt hatte, vielleicht gar ein Nachfolger des „Kleinen"? Konnte es sein, dass sie sein Empfinden nicht gemerkt hatte?

In diesen Nächten der Klarheit schien Max das unmöglich. Immer wieder lebte er die Stunden mit ihr durch, wiederholte sich jedes Gespräch, rief jeden Blick aus der Vergangenheit in die Erinnerung zurück. Und stets blieb sein Sinn an Szenen haften, die ihre Abneigung dem Manne gegenüber verrieten, der ihr doch Unendliches geopfert hatte. Einmal — sie hatten am Abend, wie so oft, auf der Terrasse gesessen — hatte er ihr, da es zu kühl wurde, in die Jacke geholfen und dann mit leisen Bewegungen, die vielleicht eher einem Liebhaber als dem mehr als ein Jahrzehnt Verheirateten natürlich gewesen wären, das Kleid in die Aermel hineingestreift. Und die Antwort auf diese Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit oder doch unerwartete Zärtlichkeit war ein Weinkrampf gewesen, den sie zuerst hatte unterdrücken wollen. Und der dann doch schwer und tief aus der Brust hervorkam, die Kehle erschütterte, das ganze Gesicht plötzlich in schreckliche, ja, wahrhaftig schreckenerregende Falten legte, bis sie aufgestanden war, wortlos und weinend davongelaufen. Und, wie

man dann Stunden später von ihrer Kammerjungfer hörte, war sie in ihrem Zimmer förmlich auf das Bett hingefallen und hatte geweint wie ein Kind.

Am andern Morgen allerdings waren die Augen überraschend hell gewesen. Sie hatte in einer fast kindlichen Art um Entschuldigung gebeten. Sie sei eben noch nicht gesund. Man solle ihr nicht böse sein. Sie sei eigentlich ein verwöhntes Kind, und alle seien immer zu gut gegen sie gewesen. Und sie wüsste selbst nicht, wie das gestern gekommen sei; nur böse solle man nicht mit ihr sein. Und als sie dies sagte, „nur böse solle man nicht mit ihr sein", da war in dem Herzen des Herrn von Engelhardt wieder ein Ton angeklungen — derselbe, der in der ersten Stunde, in der er sie gesehen hatte, laut geworden war und ihm gesagt hatte: Nimm sie dir trotz allem, trotz dem Leid, das du dem alten Manne antust . . . lass die Leute reden. Geh' aus dem Amt, wenn's sein muss, nur hol' dein Glück! Hier ist es. Da, hier muss es sein. So stark kann man eines andern Menschen ganzes Wesen in einem Augenblick nicht spüren, wenn er nicht zu einem gehört, einem von der Natur bestimmt ist.

An alles das dachte Herr von Engelhardt in jenen Nächten, die klar waren wie das hellste Wasser.

Herr von Altenau pflegte also täglich in sein Medaillenkabinett zu gehen. Und Max war der Begleiter der jungen, in Miene und Art so veränderlichen Frau auf vielen Spazierfahrten oder auch an heissen Tagen, wenn sie bloss still und unbeweglich auf der Terrasse im Garten sassen und hinabblickten. So erzählten sie einander in diesen Tagen viel aus ihrem Leben. Sprachen viel. Und dennoch sagte er ihr nichts von dem starken Gefühl der Zuneigung, ja mehr als das, der heftigen Leidenschaft, die er manchmal brennend heiss für sie empfand. Sprach auch nichts von jener kleinen, ihm selbst so verächtlich erscheinenden Bitterkeit, die ihn manchmal überfiel, wenn er argwöhnte, dass vielleicht doch der Kleine klüger, jünger, unbedenklicher gewesen sei als er, dass er zu sehr zaudere, Ritter Toggenburg sei . . .

Einmal, als die Sonne sich senkte und sie von dem Kloster in Camaldoli zurückfuhren, fasste sie die Laune, ein Stück Weges durch

die Landschaft zu Fuss zu machen. Der Kutscher trieb seinen Wagen auf der Fahrstrasse langsam hinter ihnen her, und sie gingen einen Serpentinenweg, der erst später wieder die grosse Fahrstrasse erreichen sollte. Da, während der schmale Steig sich manchmal fast verlor, von Gräsern überwuchert war und grosse Steine den schmalen und nicht sehr gelenkigen Fuss der jungen Frau behinderten, war es Max ein einziges Mal, während er ihr die Hand zum Schutze bot, so, als ob ein heftiger Druck seine Hand in der ihren festhielte. Und sonderbar: er, der Mann, der doch schon längst die Grenze leichter oder auch leidenschaftlicher Abenteuer überschritten hatte, fühlte sich, als sie dann wieder im Wagen sassen und stiller als zuvor zum Hotel zurückfuhren, auf eine sonderbare Art erschüttert, glücklich gemacht, als sei ihm von ihr ein Versprechen geworden. Der Frau, die er liebte, damals zu lieben glaubte, war nun nicht das geringste mehr anzumerken. Und doch lebte dieser Augenblick noch in den späten Abendstunden mit einer so starken, man muss sagen: körperlichen Gewalt in dem Herzen des Herrn von Engelhardt, dass er, der bisher schweigsam über seine eignen Angelegenheiten gewesen war und in seinen Gesprächen mit Frau von Altenau eher allgemeine Dinge verfolgte,

seine Zunge löste und von seinem Leben, seinen Schicksalen, seiner Sehnsucht, seinen Luftschlössern sprach.

Es war ihm plötzlich ein Bedürfnis, dieser sonderbaren Kreatur, wie er sie mit einer Erinnerung an Goethe in seinen Selbstgesprächen zu nennen sich gewöhnt hatte, aus eignem Antrieb, durch eigne Gewalt näherzukommen. Er hatte zunächst damit angefangen, von dem Kleinen zu sprechen. Und er, der nie vermutet hätte, dass er einer Fremden von so geheimen Dingen Mitteilung machen würde, vertraute ihr jene ganze Episode an, die ihn gleichsam zum Beschützer des Kleinen gemacht hatte.

Er sprach von dem Freunde, sprach von dem Geheimnis des Todes oder vielmehr der geheimnisvollen Ursache dieses Zweikampfes. Sprach von dem wundersamen Gefühl, das einen Mann plötzlich auf Gnade oder Ungnade einer Frau ausliefern konnte zu Glück oder Unheil. Sprach von den Jahren, wo man noch Freunde hatte.

„Freunde?“ hatte Frau von Altenau gefragt. „Ein solches Glück also haben Sie genossen?“

Er hatte sie erstaunt angesehen. „Gewiss, manche. Wie man so Freunde hat, wenn man ein junger Mensch ist. Und dieser eine war

wirklich ein Freund gewesen. Wenn man jünger ist, schliesst man sich ja auch leichter und inniger Männern an."

„Und erzählt ihnen von Frauen!"

„Sie missverstehen mich, unsre Art. Wir wenigstens haben derlei nie getan. Ich weiss ja auch nicht, um wen mein Freund starb, was ihn in jenen letzten Tagen erfüllt hat . . ."

„Sind sich also im wesentlichen doch immer Fremde geblieben. Denn was haben Sie von ihrem Freunde gewusst, als Sie ihn zum Tode begleiteten? Nicht einmal verstehen konnten Sie ihn. Ach, und wir Frauen erst! Ich wenigstens . . . ich weiss nicht einmal von derlei."

„Von derlei? So nennen Sie jahrelange Freundschaft? Und Sie? Wollen Sie mir wirklich sagen, dass Sie durch das Leben gegangen sind, monatelang von Ihrem Manne, von Herrn von Altenau, getrennt, und dass niemals irgendeine Beziehung, irgend etwas, das ihr Herz mit einem andern Menschen gleichschlagen liess, über Sie gekommen ist? Verzeihen Sie . . . ich will natürlich nicht von Dingen sprechen, die man Liebe oder Leidenschaft nennen könnte. Wir haben ja nur von Freundschaft geredet. Ist Ihnen nie ein Mensch mehr gewesen als ein flüchtiger Begleiter

auf Spaziergängen, dem Sie zusahen, wie er ein Stück Wegs zurücklegt?“

„Der einem die Hand reicht, dass er nicht strauchelt?“

Sie waren beide stumm geworden. Die Erinnerung hatte sie nun doch beide gefasst.

„Ja, Spaziergänger, denen ich zugesehen habe, die mir die Hand gereicht haben, um sie sofort wieder zurückzuziehen, die habe ich getroffen.“

Herr von Engelhardt sah im Schein des Mondes auf das Gesicht der jungen Frau, das nun von einem starken Schmerz verzerrt war. Er war aufgestanden, und auch sie trat an die Brüstung der Terrasse. Ein paar Minuten lehnten sie dicht aneinander. Und der leichte Wind verwehte das Tuch, das die junge Frau um die Schultern hatte, so dass es einen Augenblick ihren Körper und zugleich auch seinen umschlang. Dann zog sie es fester an sich, als ob eine plötzliche Kühle, ein Frösteln über sie gekommen wäre. „Wir sind alle zu feig, Herr von Engelhardt. Zu feig zu allem. Glauben Sie mir, das ist der Grund jener Verlassenheit, jener ungebauten Schlösser, von denen Sie so oft gesprochen haben in den vergangenen Wochen der Einsamkeit, die Sie selbst fühlen, und die Sie in mir merken.“

„Aber warum müssen wir zu feig sein? Wir

sind's doch in anderm nicht. Wir opfern uns unsrer Arbeit, vielen Dingen — schlagen uns auf Tod und Leben wegen einer Torheit, wegen Vorurteilen manchmal. Wir sind sogar leichter, beweglicher, unbedenklicher geworden als unsre Väter. Sie haben also unrecht. Es ist nicht Feigheit. Es ist etwas andres, es muss etwas andres sein, das uns die Hand von fremden Schicksalen fernhalten lässt, das uns Frauen, geliebten Frauen, zaghaft erscheinen lässt."

„Nennen Sie's Feigheit, nennen Sie's Zaghaftigkeit, wie Sie wollen. Das schöne Wort tut's nicht. Aber sehen Sie: so wie Sie von Ihrem Freund erzählt haben, so könnte ich Ihnen vielleicht auch von Menschen erzählen. Denn in den vielen Monaten, die ich so reise, hat mir dort ein junges Mädchen und da eine junge Frau und hier ein junger Mann sein Leben, das grosse Unglück gerade dieser Stunde, das er morgen wohl vergessen hatte, erzählt. Ich hab' immer wieder den toten Punkt gesehen. Den toten Punkt, wo einer nicht gewagt hat oder eine nicht gewagt hat, die Zukunft fest zu packen. Sein Leben und das eines andern auf sich zu nehmen. Sich vertrauend, wie andre Menschen in früheren Zeiten es getan haben — oder in andern Kreisen Menschen es jetzt auch tun, Menschen, die weni-

ger zartfühlend oder weniger verbraucht sind— die sich nicht wie wir vor dem Leben fürchten . . . Ich weiss ja nicht. Ich bin ja schliesslich eine Frau, entfernt vom grossen Leben, und höre vom Leben nur so Klänge, abgeschattete, gedämpfte, verwischte, vielleicht auch nicht ganz wahre. Höre, was man mir erzählt."

„,Vor der Zukunft sich fürchten, nichts auf sich nehmen wollen', haben Sie gesagt. Und ,ein andres Leben nicht dem seinen verketten wollen'. Das mag ja sein. Da mag es fehlen bei uns, wenn wir älter geworden sind. Wir denken dann zuviel, auch an andre . . ."

„Sehen Sie, Herr von Engelhardt, jetzt verstehen wir uns — fast. Da wäre jener Mut zu zeigen, den ich gemeint habe."

Und dann, ohne dass noch ein Wort gefallen wäre, ohne wie sonst Herrn von Altenau abzuwarten, gab sie ihm die Hand, liess sie ein paar flüchtige Sekunden nur in seiner ruhen und war verschwunden. Das helle Tuch, das einen Augenblick auch ihn umspannt hatte, leuchtete noch einen Augenblick im Schein der hellen Nacht.

Und wiederum kamen einige Nächte, in denen Max grübelte, Pläne machte, Tage, die äusserlich verflossen, wie jene früheren verflossen waren, und doch von schweren Kämp-

fen beschattet wurden. Und dann sollte es doch der letzte Tag sein, den sie in Neapel zu verbringen hatten. Der letzte Tag. Und ein Tag, den sie für sich allein hatten. Denn Herr von Altenau kündigte früh an, dass er doch noch nach Sorrent fahren wolle, im Hause eines Sammlers dort ein paar merkwürdige Kunstwerke anzusehen, bevor dann der andre Morgen sie alle drei zusammen nach dem Norden brächte. Denn die gemeinsame Heimfahrt war ohne viele Reden längst beschlossene Sache.

Sie hatten sich ganz früh, früher als sonst, ohne Verabredung, am Vormittag im Garten getroffen. Und plötzlich fassten sie trotz der sengenden Hitze den Entschluss, aus dem Hotel fortzugehen, die Stadt zu durchstreifen, dann irgendwo unten am Posilipp in einem Garten am Meeresufer zu speisen, die Serenata der Musikanten aus dem Volke anzuhören und an diesem letzten Tage so gleichsam die Essenz aller vergangenen Tage noch einmal zu geniessen. Max war zudem nach einer schlaflosen, von den verschiedensten Vorstellungen der Zukunft erfüllten Nacht fest entschlossen, diesen letzten Tag in der Ferne zu einer entscheidenden Aussprache zu benutzen. Die Frau, die so ein sonderbares Leben für sich allein führte, aus der Verzauberung zu erlösen, sie mit sich zu nehmen und mit ihr dann zu leben, wie wirkliche Menschen miteinander leben, zwei Menschen, die sich lieben. Das war der Traum, aus dem ihn die frühe Sonne geweckt hatte.

Der Tag strich hin, war schön. Aber die Sonne sank, und Herr von Engelhardt kam nicht dazu, jenes ernste Gespräch zu führen, das er sich in vielen einsamen Stunden, in Rede und Gegenrede, Wort und Antwort vorgesagt hatte. An diesem Tage war Frau von Altenau heiter, fröhlich. Ihr helles Lachen tönte oft und oft. Sie sang mit den Musikanten leise mit, sie verkostete einen Sommertag, einen letzten Sommertag im Süden. Nur ernsthaft wollte sie nicht werden . . . So musste die Entscheidung denn für die allerletzte Stunde bleiben, für jene stille Stunde, die sie oben spät des Nachts auf der Terrasse noch zubringen wollten, wie alle die Tage, bis Herr von Altenau aus Sorrent zurückkäme. Nun waren ja die Nächte so warm, dass der Gesundheit der jungen Frau gar keine Gefahr aus solchem Beginnen erwachsen konnte.

Herr von Engelhardt sass eng neben der Freundin dieser Wochen. Er hielt den Kopf gesenkt. Denn wenn er aufblickte, sah er in ein Gesicht, das er von den vielen veränderlichen Masken dieser Frau am wenigsten gern erblickte. Er liebte sie nicht, wenn sie laut auflachte, oder wenn ihre Augen in einer hastigen, jähen Fröhlichkeit glänzten, in absichtlicher Lustigkeit leuchteten. Und sie schien an diesem Tage durchaus nicht ernst sein zu

wollen. Von Kindertagen erzählte sie ihm, von einer Schaukel im Garten, von einer Cousine, die einen Pfarrer geheiratet und viele, viele Kinder ihm geschenkt hatte. Und während sie noch von vielem andern, das sie beide eigentlich gar nichts anging, erzählte, sass Max da und wartete. Er wollte, dass die sonst so Schweigsame heute einen Augenblick schweige, damit er ihr offen von seinem Gefühl, seinem Plane, ihre Zukunft mit der seinen zu verbinden, reden könne, damit sie in Ehrlichkeit und Offenheit von ihrem Manne scheiden und zu ihm gehen könne. Aber sie wollte heute nicht schweigen, wollte ihn wohl auch nicht hören. Und dann plötzlich war Herr von Altenau wieder da. Die Zeit war um, fast Mitternacht. Er grüsste heiter nach einem ersten prüfenden Blick, ob seiner Frau auch die Nachtluft nicht geschadet habe. Und dann erzählte ihm Elly von dem wunderschönen Tag, den Musikanten unten, versuchte ein Lied zu singen, das sie heute gehört hatten. Und Max schwieg. Dann stand sie auf.

Herr von Altenau mahnte, zu Bett zu gehen. Ein langer Tag in der Eisenbahn lag ja vor ihnen. Er schüttelte Max die Hand und ging voran ins Haus. Frau Elly drehte sich um, sah ins Freie hinaus, die Augen weit noch oben, zum Himmel, zu dem sie oft geblickt hatten.

Max folgte ihrem Blick. Und ein letztes Mal sahen sie zusammen die Sterne des Südens. Dann gab sie ihm beide Hände, wie sie ihm beide Hände gegeben hatte, als er sie das erstemal — eine Leidende — gesehen hatte. Und als er so dastand, ihre beiden Hände in den seinen, fühlte er plötzlich, wie eine heftige Erschütterung durch den Körper der jungen Frau ging. Spürte dann, wie sich ihre Hände aus seinen lösten, wie weiche zarte Finger ihm in einer sonderlichen Gebärde über das Männergesicht fuhren, und hörte bloss noch die Worte: „Keinen Mut." Als er aber antworten wollte, streckte sie die Hand, die eben noch sein Gesicht berührt hatte, abwehrend aus und flüsterte: „Nein, nein, für uns sind diese Dinge nicht . . ." und warf ihm gleichsam noch einmal ihre beiden Hände zu, dass er sie erfassen konnte, und kaum, dass er sie erfasst hatte, war sie auch schon fort.

Der Tag war lang gewesen, und gegen alles Erwarten fiel Max, kaum dass er sich ins Bett gelegt hatte, in Schlaf. Er wurde früh geweckt von den Leuten im Hotel, die sein Gepäck holen wollten. Mit dem Frühstück brachte man ihm auch sehr schöne Rosen, eine grosse Fülle, in allen Farben. Er musste sich rasch ankleiden, um den Zug nicht zu versäumen, fand Herrn und Frau von Altenau in der Hotelhalle,

mit den letzten Vorkehrungen sehr beschäftigt, und fuhr rasch zur Bahn. Im letzten Augenblick erreichte er den Zug, der sie zusammen nach Genua und weiter hinauf über den Brenner nach München bringen sollte. Im Zuge aber musste sich Frau von Altenau, kaum dass sie eingestiegen waren, hinlegen. Die Reisevorbereitungen waren trotz aller Schonung doch wohl zuviel gewesen. So sass Max denn allein bei den Mahlzeiten im Speisewagen mit Herrn von Altenau, wie er an dem ersten Tage seiner Ankunft mit ihm allein gespeist hatte — an jenem ersten Tage, an dem er in ein Abenteuer hineingeführt worden war, das eigentlich keins war . . .

Herr von Altenau war sehr zufrieden mit der Ausbeute seiner Arbeit in Neapel und Sorrent. Er hoffte auch, dass die Besserung in der Gesundheit seiner Frau nun stetig bleiben werde. Er dankte dem Freunde, bat, dass sie beide ihn jetzt wirklich und wahrhaftig Freund nennen dürften, und erinnerte an jene Nacht, wo er dem kaum Bekanntgewordenen sein Herz ausgeschüttet hatte.

„Sehen Sie, ich bin immer mit der Offenheit am besten weitergekommen. Mit der Offenheit und mit dem Vertrauen. Mancher hätte wohl Angst gehabt und wäre gar eifersüchtig gewesen. Mir ist's ja auch nicht leicht gewor-

den. Aber ich weiss, wer meine Frau ist, weiss, was sie für mich spürt, trotz allem, und habe nie bereut, was ich getan habe. Und jetzt kommt vielleicht bald die Zeit, wo wir zusammenbleiben können . . .“

Max hörte diese Reden, und sie brachten ihm neuen Schmerz. Er war schon wund genug durch das gestrige Erleben . . . Und er konnte nichts sagen, musste stillhalten, Konversation machen, bis es dann Nacht wurde, sie in ihren Schlafwagen gingen. Frau von Altenau sah er erst wieder, als der Zug in München einfuhr. Sie war sehr blass, hatte die Nacht nicht geschlafen. Man nahm kurzen Abschied. Max hatte ja versprochen, einige Tage in München zu bleiben.

Allein er tat es nicht. Noch am selben Abend fuhr er nach Berlin. Ein kurzer Brief genügte ja . . . Und kaum, dass er dort Zeit gehabt hatte, von seinem Diener die Koffer neu packen zu lassen, war er auch schon wieder auf dem Wege fort. Es duldete ihn nirgends. Am wenigsten in der Stadt, in der er mit einer andern hatte leben wollen. Auf eine Art hatte leben wollen, die er sich so genau ausgedacht hatte, dass ihm nun plötzlich, weil die Frau aus seinem Lebensplan entschwunden war, die Stadt auch ein Nichts schien, ein leerer Fleck, in dem er nicht wusste, was anzufangen.

Eine kurze Karte an den Onkel in Weimar — Ansichtskarte natürlich —, auf der er schrieb: „Alles geht fehl, und ich bin der rechte Globetrotter.“ Und dann in den Zug nach Köln und weiter nach Ostende. Ein paar Tage Baden-Baden. Aber er konnte nicht schlafen — Hochgebirge? Sehr schön die ersten Tage. Aber kein Schlaf. Und das Alleinsein! Schliesslich trieb ihn der zufällige Rat eines Arztes ans Meer, und da er vor Jahren einmal als junger Attaché in Brüssel eine lustige Woche in Ostende verbracht hatte, ging er dahin. Vielleicht im Herbst dann nach London — etwas Englischsprechen — englisch leben — die Sentimentalitäten ausheilen —

Herr von Engelhardt war nun also in Ostende. Bunt genug war ja das Leben dort. Und Bekannte hatte er auch genug. Wo man hinsah, ein Gesicht, das alle möglichen Erinnerungen aufweckte; aus allen Zeiten, vom Regiment her, von der und jener Garnison, Gesandtschaft, aus dem diplomatischen Dienst. Und auch nicht nur Deutsche; Franzosen, Engländer, alles mögliche, was man so in der grossen Gesellschaft in einem Dutzend Jahren kennen lernt, traf er hier zu kurzer Begegnung. Und nach ein paar Tagen hatte immer das Bild gewechselt. Einer war gegangen, andre waren gekommen. Und dazu die vielen Frauen — auch die von aller Art. Und das Sonderbarste war, wie die Klassen sich vermischten, wie die Unterschiede sich aufzuheben schienen. Wenigstens in dem grossen Kursaal, wo alles durcheinander sass und lebte, und gar erst im Spielcercle an den grünen Tischen.

Eigentlich war's schon lange Jahre her, seit Max den Reiz der Karte, des Glücksspiels ge-

spürt hatte. Ja, früher, als Offizier in irgendeinem kleinen Nest, was hätte man sonst tun sollen? Oder später in Paris, im Cercle, da war's ja so notwendig wie irgendein Anstandsbesuch bei einem Vorgesetzten, dass man beim Chemin de fer oder Bakkarat mittat. Aber ihm hatte das Spiel nie etwas angetan, hatte ihn auch nie im Tiefsten aufgewühlt, wie er es bei andern, bei Bekannten, selbst bei wertvollen Naturen, allzuoft zum Unglück, sehen musste. Und in Berlin hatte er es dann ganz gelassen. Eine Whistpartie oder Bridge, ja; aber Hasard, das war nichts für ihn . . . Hier aber lebten ja alle unter dem Eindruck des Spiels, des Glücks, des Hasards, des blinden Zufalls, der ihnen heute Reichtümer und damit eine ganz neue Lebensbeziehung zuschiebt, um sie plötzlich am nächsten Morgen zu armen, doppelt Enttäuschten zu machen.

Alle sprachen davon, die amerikanischen Milliardäre, deren Namen man sich zuflüsterte, und die kleinlichen Hausfrauen, die ihre Fünffrankstücke zögernd hinschoben. Kaum, dass man am Morgen auf die breite Strasse, die am Meer entlang führte, hinausgekommen war, begegnete man irgendeinem, der die letzten Abenteuer aus dem Spielsaal berichtete. Ging man allein, weil es einem doch zu dumm schien, immer von der Roulette und dem Bakkarat, der

glücklichen Nummer oder vom Achter oder vom Neuner, der zur rechten Zeit gefallen war oder hätte fallen können, zu sprechen, dann hörte man's, ohne zu wollen, von rechts und links. Denn die Leute wurden hier laut, weil sie alle von e i n e r Sache erfüllt waren. Die fremden Menschen alle, ob sie nun nach belgischen Bürgern, nach den gewissen reichen Russen, nach Amerikanern oder kühlen Engländern oder unsern Heimatgenossen aussahen — sie alle dachten und sprachen nur vom Spiel. So war das ganze Leben hier vergiftet — oder wenn man nicht moralisch sein wollte, musste man sagen: durchtränkt — von einem spielerischen, imaginären Element des Daseins. Das Gold hatte keinen Wert, es war nur Spielmarke, die hin und her rollte, blieb bei keinem lange, bis es schliesslich und endlich seinen letzten Platz in der Kasse des Spielpächters gefunden hatte und die betrogenen Spieler und Glücksritter mit leeren Taschen oder wenigstens einem blauen Auge abzogen.

Alle Dinge der Existenz aber, das Wetter, die Preise alter Spitzen oder eines Hutes, alles war beherrscht vom Spiel. Selbst unter seinen Freunden hatte Herr von Engelhardt das Werk blinder Zufälle, Wechselfälle zweimal schon in den wenigen Tagen mit angesehen. Das erstemal war er ganz erstaunt gewesen, als ein

reicher Regimentskamerad ihn im Kursaal drin um ein paar Goldstücke zuerst und eine halbe Stunde später dann um eine grössere Summe angepumpt hatte in einer ungenierten Weise, die anderswo unmöglich gewesen wäre, allerdings um dann den Tag darauf das Geld mit einem höflichen Brief zurückzuschicken und gleichzeitig in recht gedrückten Worten vorzeitigen Abschied zu nehmen. Da hatte er diese Monte-Carlo-Stimmung rasch erkannt; schliesslich hatte er ja in den verschiedenen Städten, wohin ihn das Leben geführt hatte, allerlei Volk kennen gelernt, und hier wollte man, konnte auch nicht immer prüfen, wie weit oder wie nahe der und jener in den Jahren, seit man sich gesehen hatte, hinauf- oder hinabgekommen war — vielleicht gar der Grenze des Abenteuertums bedenklich nahe.

Als Max es dann schliesslich noch mitmachen musste, dass ein ganz junger Kerl, mit dem er an zwei Vormittagen gern den Strand entlang gegangen war, und in dem er den rechten Typus des blutjungen deutschen Offiziers, frisch, schneidig und — weltfremd, gesehen hatte, als der mit einem Male verschwunden war und man sich zuflüsterte, eine Revolverkugel hätte dieses Leben beendet, wurde ihm das Herz schwer. Und in einer schlaflosen Nacht, wie er sie jetzt so oft hatte, verglich

er immer wieder das Bild dieses jungen Menschen mit dem Bilde des Kleinen und musste sich sagen, wie leicht schliesslich auch dem bei aller guten Anlage derlei geschehen könne; dass er auf ein paar Tage auf Urlaub in irgend so einen Spielerort ginge, sein junges Blut nicht in der Gewalt hätte und dann in einer letzten Verwirrung, falscher Beschämung eine böse Dummheit machte . . . .

Als er diese Vorstellung halb wach, halb träumend in der Morgenunruhe des grossen Hotels, in dem es eigentlich nie Ruhe wurde, weil bis zum späten Morgen die Spieler nach Hause kamen, im Hirn herumgewälzt hatte, war er schon fest entschlossen, aus Ostende wegzugehen. So sehr hatte ihm nun das Spiel diesen Ort verleidet, so sehr schien es ihm dort den Tag und den Abend und die Nacht zu füllen.

Am nächsten Morgen war er früh auf, bevor noch die andern recht in den Schlaf gekommen waren, und wollte endlich einmal einen weiten Spaziergang machen. So ging er hinaus, die Strasse am Meer, die sich ja viele Kilometer dehnt, Ostende verlässt, in einen andern kleinen Badeort kommt, und immer wieder in einen andern. Die Blicke auf das Meer gerichtet, begann er, als erst das Kurhaus ein paar hundert Meter hinter ihm

gelegen war, aus vollen Lungen zu atmen und die Schönheit der nordischen See, die Kraft dieser scharfen Luft frei zu geniessen. Nun aber begann er erst recht die andern und sich selber Dummköpfe zu nennen, dass sie ihr Leben in den dumpfen, verrauchten Zimmern drin vergeudeten, statt mit der Natur eins zu werden. Und am selben Tag noch zog er aus seinem Hotel drei Schritte vom Kurhaus weg und siedelte in ein andres über, das mächtig und stolz wie ein Schloss weit draussen an der äussersten Grenze von Ostende gelegen war, und wo er eine andre Atmosphäre atmen zu können glaubte. Er tat es auch, lag die langen Vormittage unten im Sand allein, sah nicht einmal in ein Buch, oder sass, wenn's zu kühl wurde, in dem weiten Wandelgange, der zum Hotel gehörte, schaute hinaus aufs Meer und liess die Bilder kommen, wie sie wollten. Aber die andern Leute im Hotel lebten schliesslich gerade so wie die in der Stadt. Ein paar junge Mädchen spielten zwar Tennis, und er hörte, den Rücken ihnen zugekehrt, vom Rasen her manchmal die englischen Rufe. Wer aber sozusagen erwachsen war, entlief doch eilig der Schönheit der Natur und eilte hinein in die Spielerstadt. Das war nun Max jetzt gerade recht. So blieb er eigentlich allein. Selten und nur für kurze Weile verirrte sich

ein Nachbar in seine Nähe, und so sprach in den drei Wochen, die er von nun an draussen lebte und die Wohltat des Meeres und seiner Luft einatmete, ihm keiner mehr von Spielzufällen, Glück, System und Pech. Es war, als ob er in einem andern Ort lebte, und doch konnte er die Kuppel des Kurhauses, wenn er den Blick nur hinwendete, sehen.

Allmählich fing er nun auch an gut zu schlafen; die starke Luft, in der er den ganzen Tag dalag, betäubte ihn auf eine wohltuende Art. Und von Stunde zu Stunde fand er es schöner, ein so ruhig vegetatives Dasein zu führen; zu essen, sich ans Meer zu legen, flüchtig in ein Buch zu sehen, um dann Stunden zwischen Traum und Schlaf zu dämmern, wieder zu essen, wieder auf die Wogen hinauszuschauen, die zuckten und rauschten und manchmal sich turmhoch erhoben, um dann ganz klein am Uferrand mit dem Sand zu spielen und weissen zischenden Schaum zurückzulassen. Er sah hinaus zu den Fischerbooten, gewöhnte sich, die Stunden der englischen Dampfer zu beobachten oder auch mit dem Fernrohr einen grossen Dampfer, der weit von der Küste seinen Kurs nahm, zu entdecken und nun zu phantasieren, ob der hinausging in die andre Welt, mit Menschen, die neue Hoffnungen hatten, oder ob das einer jener

Chinadampfer wäre, mit dem er selbst ja ganz weit nach dem Osten hatte fahren wollen und in Aegypten steckengeblieben war, bis ihn die Botschaft des Kleinen nach Europa zurückgelotst hatte, gleichsam um ihm eine Lehre zu erteilen ... Die Lehre, dass er zu schwach sei, um sein Leben von neuem zu formen, ein Leben für sich und gar für einen zweiten Menschen.

Denn an diese Worte jener jungen Frau in Neapel dachte er viele Male, und immer gab er ihr recht. Nicht zufassen können, zu feig sein, nichts Rechtes mehr sich zutrauen und wagen wollen — das eben war das Unglück. Und — dachte er damals oft, da die Ehepläne doch wiederkamen — wenn es mit der Frau in reiferen Jahren nicht gegangen war, die auch schon für ihren Teil gewusst hätte, was das Leben ist, und wie einer sich dem andern anbequemen muss — wenn die's nicht gewagt hatte und er's nicht mit ihr, wie sollte er dann gar irgendein junges Kind heiraten, das wie Wachs jedem Druck nachgeben würde? Wie dürfte er die Verantwortung auf sich nehmen für alle die Schicksale, die da kommen könnten, für ihre und für die einer neuen Generation vielleicht, für so ungewisse Schicksale? ... Nein, es war sicherlich zu spät. Eine grosse Traurigkeit erfasste ihn bei solcher

Gewissheit, und es wurde ihm weh ums Herz, denn nun wusste er, dass er es falsch angepackt habe, das eine wie das andre Mal; falsch, wie er geglaubt hatte, ein paar eilige Wochen könnten genügen, um eine Frau, die viele Jahre einem Manne Gattin gewesen war, zu sich herüberzuziehen. Und sicherlich falsch, als er das Wagnis unternommen hatte, ein Mädchen in Worten zu prüfen und zu sich zu ziehen, das wohl kaum ein Geringes von dem hatte verstehen können, woran ihm lag. Und gewiss falsch, da er geglaubt hatte, man könnte Liebe finden, wenn man auszieht, sie zu suchen.

Nun aber sass er manchmal da und hatte das Gefühl eines Schuljungen, der seine Aufgabe nicht ordentlich gemacht hat und sich jetzt noch so ein paar Tage des Lebens freuen kann, bis der Lehrer ihn entdeckt. Und er wurde förmlich rot, wenn er an den Onkel dachte, der ihn doch nicht hinausgeschickt hatte, damit er junge Frauen ihren Männern abspenstig mache und dann betrübt flüchte. Oder es kamen plötzlich die Bilder aus der Wüste, von der Fahrt auf dem Nil, ein Gang durch irgendeinen alten Tempel, Beduinenscharen tauchten auf in ihren weissen Tüchern, und über der Sphinx schien der Mond. Er lebte da nochmals jene Hoffnungen und jene

Gespräche und schämte sich . . . Auch falsch angepackt!

Aber er hatte schlafen gelernt durch die Wohltat des Meeres. Und als es dann Spätherbst geworden war, kehrte er nach Berlin zurück, sicherlich gesund. Es reizte ihn förmlich, dass fast jeder seiner Bekannten, der ihm begegnete, ihn zu seinem blühenden Aussehen beglückwünschte. Er meldete sich im Amt wieder zum Dienst, knüpfte alle die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder an, und nur e i n s war anders: er hatte sich daran gewöhnt, an seine Zukunft als an die eines alten Junggesellen zu denken. Ohne rechte Bitterkeit, aber natürlich auch ohne jede Freude an solcher einsamen Existenz.

So vertiefte er sich, als dann der Winter herangekommen war, in eine verkehrspolitische Frage, die er zuerst spielend in der Erinnerung an seine vorjährige Reise aufgenommen hatte, um sich dann ernster mit dem Problem zu beschäftigen, das ihm immer grössere Wichtigkeit für sein Land zu haben schien, und verfasste schliesslich sogar darüber eine Denkschrift, in der er gewissermassen Vorschläge, jedenfalls aber die Summe seiner Beobachtungen und Ueberlegungen dem Ministerium vorlegte. Er selbst lächelte dann ein wenig, als er zum Lohn für solche Tätigkeit Rang und Titel eines Geheimen Legationsrates erhielt. So geht also das Leben weiter, er würde also vielleicht noch ehrgeizig werden, Minister — wer weiss!

Die Freunde hatten aufgehört, ihn an die Ehe zu mahnen. Zuerst, als er zurückgekommen war, hatte es ja an manchen halb scherzhaften und halb ernsten Worten nicht gefehlt. Besonders die Frauen seiner Freunde wollten

gern wissen, ob er gar nichts, wirklich gar nichts erlebt habe. Irgend jemand hatte ihn sogar in Aegypten gesehen und fragte nach der schönen Frau und der noch schöneren Tochter. Man wollte wissen, wem sein Eifer gegolten habe. Und einer spöttischen Freundin schien sein Aufenthalt in Neapel so spät im Sommer bedenklich.

Aber Max war von jeher einer von denen gewesen, die schweigen konnten. So hörten die Fragen auf und auch die guten Ratschläge. Und wenn man ihn jetzt zu Gesellschaften lud, so war er der Geheimrat aus dem Ministerium des Auswärtigen, eine dekorative Persönlichkeit. Niemand erwartete mehr, dass er sich mit jungen Mädchen beschäftige, und jeder begriff es, dass er nach dem Essen mit den Ehemännern im Rauchzimmer bei der Zigarre und ruhigen Gesprächen blieb. Die Leute, die er traf, waren immer noch dieselben wie früher, oder vielmehr er sah sie immer noch, wie er sie früher gesehen hatte. Nichts hatte sich an ihnen geändert; nichts reizte ihn also, ihnen näherzukommen oder gar aus ihrer Mitte eine Frau zu suchen.

Kurz vor Ostern rief ein Telegramm ihn nach Weimar. Aber als er ankam und die lange Strasse vom Bahnhof zu dem kleinen Wohnhaus des Onkels hinabgefahren war, lag

dort schon ein Toter. Der war ruhig gestorben. Seit einer jähen Ohnmacht, die das erste Zeichen einer Erkrankung gewesen war, und bei deren Eintritt man Herrn von Engelhardt herbeigerufen hatte, war er nicht mehr zum Bewusstsein gekommen, ruhig, friedlich vom Tode abgeholt worden. In den Tagen bis zur Beerdigung und zur Testamentseröffnung sass Max einmal einen langen Nachmittag in jener grossen Stube, in der sie vor einem Jahr jenes Gespräch geführt hatten; er überdachte alles. Und wenn er auch bisher nicht den Mut gehabt hatte, dem Onkel einen Bericht seiner Reise zu geben, er hatte doch nicht geglaubt, dass jener davongehen würde, ohne dass er ihn wiedergesehen hätte. Das war nun der letzte ihm Nahe gewesen, auch der letzte Aeltere aus seinem Geschlecht — und er war übrig.

So mussten die Gedanken, die ihn während der Rückreise nach Berlin dann erfüllten, wohl ernst sein. Es gibt ja Tage, in denen man glaubt, sein ferneres Leben mit unheimlicher Klarheit und Gewissheit vor sich zu sehen, wenn auch dieses Spiel der Phantasie nur den Ausdruck der gegenwärtigen Stimmung gibt und zum Glück oft genug keinerlei Wahrheit für die Zukunft in sich schliesst. Er sah sich älter werden, noch einsamer, verschlossener, glaubte zu fühlen, wie die kleinen Freuden und

Erregungen des Daseins, die er noch im letzten Sommer nach all den Erlebnissen der Reise, ja noch diesen Winter manchmal, wenn auch nur tagelang, verspürt hatte, seltener würden, und er fühlte in sich nicht einmal jene Kraft, die der gehabt hatte, den sie nun zu Grabe getragen hatten: sich aus neuen Elementen ein stilles, aber fruchtbares Leben zu schaffen.

— — — — — — — — —

Was war das für ein törichtes Leben, das er da führte! Und dabei wusste er es selbst. Die besten Stunden waren natürlich noch die auf dem Amt. Aber dann beim Frühstück, beim Nachhausewege durch den Tiergarten, nachmittags, wenn er irgendwo zu Besuch war, oder jemand bei ihm Tee trank, und gar dann nachts im Esplanade — es war eigentlich immer dasselbe und immer ein nutzloses Suchen. Hundertmal hatte er sich gesagt, dass er doch nie finden würde, was er wollte, ja, dass es eigentlich auch nicht mehr ganz aufrichtig war, wenn er sich selbst vorredete, er wolle irgendeine Frau finden und der allein dann gehören, auf vieles verzichten und nicht mehr frei sein. Trotzdem aber . . .

Einmal als sie wieder am Abend im Grillroom sassen, der Kleine, der jetzt für ein Jahr nach Berlin auf Reitschule abkomman-

diert war, und mit dem Max natürlich oft zusammen war, ohne dass sie hierbei je über jenes Neapel-Kapitel lange gesprochen hätten, und der „lange Fritz", ein Kollege aus dem Auswärtigen, gab es Herr von Engelhardt den beiden auch ruhig zu. Der lange Fritz, der durchaus Karriere machen wollte und auch auf dem besten Wege dazu war, weil ihm wirklich alle Dinge im Leben nur als Ziffern erschienen, die man irgendwie in eine grosse Rechnung einsetzt, damit zum Schluss das Resultat herauskommt: „Ich mache Karriere, d. h. also, ich werde Exzellenz, Minister, vielleicht sogar Gesandter!" — der hatte kühl und von oben herab zu dem Kleinen, weil der alle Zeichen einer plötzlichen Verliebtheit an sich trug, gesagt: „Na ja, Sie dürfen's noch . . . Unsereiner!" — und dabei hatte er, was Herrn von Engelhardt schon sehr ärgerte, eine Bewegung zu ihm hinüber gemacht, die sie gleichsam verband, — „unsereiner hat es endlich gelernt, diesen Erlebnissen kein Recht mehr, wenigstens kein sehr grosses, auf unsere Entschliessungen einzuräumen, wir haben auf die ‚Liebe' seit langem verzichtet."

Der Kleine war nur sehr rot geworden, hatte aber nichts geantwortet. Denn wenn er auch nicht sehr gescheit war und die Ueberlegenheit der Aelteren spürte — in diesem Au-

genblick konnte es ihm wirklich genügen, einen neuen Whisky in sein Glas zu schütten, an das Mädel mit den braunen Zöpfen zu denken und dabei zu wissen: „Recht habe ich, denn ob sie mich nun wollen wird oder nicht, es ist schon sehr schön, wenn ich so beim „grossen Stern“ auf sie warte, aufgeregt, ob sie kommen kann und wird oder nicht, und plötzlich ist sie da und blitzt mit Augen und Zähnen, und wir laufen zusammen ein Stück und . . . und . . . und wenn Ihr „dem“ kein Recht mehr einräumt — —“ Was er aber nicht sagte, erklärte Herr von Engelhardt: „Lieber langer Fritz, ich weiss nicht, ob Sie das nur so sagen, weil es schon nach Mitternacht ist, oder weil Sie dem Kleinen höllisch imponieren wollen, oder weil Sie es vielleicht jetzt in der Sekunde wirklich glauben. Aber ich, da Sie mir schon die Ehre antun, auch für mich zu sprechen, ich bin nicht so hochmütig wie Sie . . . oder vielleicht noch hochmütiger, weil ich mir nämlich immer noch einbilde: Einmal kommt's doch noch.“

„Gewiss kommt wieder mal eine.“

„Nein, Sie wissen schon, wie ich's meine, und brauchen keine Witze zu machen . . . Für Sie mag es stimmen, trotzdem ich's nicht einmal für Ihre wasserblauen Augen glaube. Grau an den Schläfen, ja, das sind wir

beide. Erlebt, ja, ich bin überzeugt, erlebt haben Sie auch Ihr Teil. Aber wenn ich mich nun wirklich heute nacht hinlegen sollte und so wie Sie es sagen, auch spüren: ‚Das da' sind Dinge für den Kleinen und vielleicht noch für irgendwelche andere Menschen, für liebe junge Mädel und für die soignierten sorglosen oder auch sorgenvollen Frauen, die wir da draussen in der Halle sitzen sehen, für den Gardeleutnant aus Potsdam, der neben uns den kleinen weissen Schäfchen aus Pommern jetzt imponiert, oder für die zwei Herren mit den braungelben Gesichtern, die ich einmal in Ostende oder in Nizza auch schon getroffen habe, und die jetzt die grosse Revue über Halle, Speisesaal und Bar abhalten, kurz für jedermann, nur n i c h t für mich, wenn ich das glauben sollte, nein, lieber langer Fritz, wenn ich das gar w o l l e n sollte, und das meinte ja eigentlich Ihr höchstweiser Ausspruch von vorhin, dann doch lieber gleich in die Tropen nach Südwest, wenn überhaupt schon gelebt sein muss!"

„Na es geht Ihnen ja so auch nicht sehr schlecht, und ich meine auch gar nicht, dass man keine Abenteuer mehr haben soll, nur man soll sie beherrschen, nicht beherrscht w e r d e n von ihnen."

„Ich weiss nicht, ob Sie mit dem ‚sie' die

Abenteuer meinen oder die Frauen, mit denen man die Abenteuer hat. Aber eines weiss ich; das mit dem Beherrschen und dem Beherrschtwerden, darüber habe ich auch das eine Mal oder das andere Mal nachgedacht und habe es das eine oder das andere Mal zu fühlen bekommen . . . es kann das eine schön sein und das andere, es kann das eine ganz abscheulich sein und das andere, aber aussuchen? Ich glaube nicht, dass man sich da was aussuchen kann, wählen? . . .“

„Na, erlauben Sie, man muss sich doch nicht einfach so einer mit Haut und Haar hingeben!“

„Ja, gewiss muss man sich nicht einfach so mit Haut und Haar hingeben, aber ich will Ihnen ein Geständnis machen. Wenn ich eine träfe, bei der es mir gelingen würde, — ich kann es ja sagen, der Kleine hört so nicht zu und denkt nur an seine junge Dame, von der er uns nichts erzählen will, — wenn ich eine träfe, die es fertig bringt, dass ich mich ihr so ganz hingebe, mit Haut und Haar, dann, lieber Freund, dann bin ich bereit, das lebende Exempel dafür abzugeben, dass man auch in unserem Alter noch „diesen Dingen“, wie Sie sich ausdrücken, noch alle Rechte einräumt und dabei wahrscheinlich besser fährt, als wenn man, wie wir jetzt um 1 Uhr so frei oder so

unfrei ist, ins Palais de danse, oder ins Lindenkasino, oder wenn Sie wollen, auch allein ins Bett zu gehen . . . Die Freiheit, lieber . . .“

Der lange Fritz hatte die ganze Zeit über missbilligend den Kopf geschüttelt. Im Grunde genommen schien ihm Herr von Engelhardt doch ein böser Poseur. Geheiratet hatte der Mann nicht, was wollte er? was lief er immer mit seinem Weltschmerz herum? wem wollte er eigentlich einreden, dass er nicht auch sehr darauf schaute, sich das Leben nur ja nicht zu komplizieren, keine Dummheit zu machen, unabhängig, frei von Verantwortungen zu bleiben . . . Der lange Fritz wäre auch bereit gewesen, das noch des längeren auseinanderzusetzen.

Aber Herr von Engelhardt hatte für heute genug. Er liess den Kleinen, der nicht schlafen gehen wollte, trotzdem er früh auf die Reitbahn musste, weil es für ihn ja um jeden Augenblick des Wachseins schade war — man konnte doch an „sie“ denken — allein mit dem Kollegen, der die „Liebe“ überwunden hatte, winkte dem Portier draussen, der ein Auto rufen wollte, ab und ging zu Fuss heim.

Zu dumm, jetzt auch noch Konfessionen ablegen! Und dabei war es natürlich richtig, dass irgendwo dieser gescheite lange Fritz recht hatte, vielleicht in einem tieferen Sinne

als er glaubte. Sicher anders, aber irgendwo doch recht. Wie war's denn immer gewesen? Er hatte gesucht, und wenn er hätte finden können, dann hatte es an den festen Händen gefehlt, die zugreifen, an der Unbedenklichkeit irgendeiner Sekunde, das Blut war zu schwer, die Vernunft zu stark gewesen . . .

Man soll nicht nachdenken über diese Sachen. Er hatte es sich oft genug vorgenommen seit damals, als er von der verfehlten Weltreise und Brautfahrt zurückgekommen war. Und jetzt in Berlin? Ja, da hatte es irgendein kleines Mädchen gegeben, die hatte i h n geliebt. Ganz wirklich geliebt, man konnte es schon so nennen. Sie hatte rotgeweinte Augen gehabt, wenn er nur scherzen wollte und nicht verstehen, dass es sie zu ihm hindrängte. Sie hatte einmal ein ganzes langes Diner lang stille Tränen in den Augen gehabt und behauptet, die seien nur die Folgen der vielen Zigaretten, die die Herren jetzt immer schon mitten während des Diners zu rauchen anfangen, in Wahrheit aber war ihr schwer ums Herz, weil er ihr erklärt hatte, er finde es ja vollständig begreiflich und ganz in Ordnung, dass junge Mädchen oder Frauen sich um ihn nur kümmern, weil er doch schliesslich Geheimer Legationsrat sei, vermögend, und in der Gesellschaft so etwas wie einen Na-

men habe. Im übrigen sei er doch wirklich nicht töricht genug, um sich einzubilden, dass „man glaube, ihn lieben zu können." Er sei ja natürlich sehr dankbar und förmlich gerührt, wenn er das bei jemand merke, aber er fühle sich verpflichtet, zu warnen, vor sich selber nämlich . . . Nun da hatte sie eben geweint, und er war ein paar Tage, gerade als wiederum eine Einladung kam, die ihn vermuten liess, er würde sie zur Tischnachbarin haben, so unsicher gewesen, was er denn mit der ganzen Geschichte anfangen solle, dass er absagte und sie sich mit sehr schönen Orchideen zufrieden geben musste, als sie mal beim Telefon anfragte, ob er denn wirklich krank gewesen sei, weil „man" ihn nämlich letzthin vergeblich erwartet hatte.

Und dann hatte es einmal bei einer Redoute, die ein Klub im „Kaiserhof" veranstaltete, eine junge, sehr elegante Frau gegeben. Die war, als er um halb zwölf in den Saal trat, ganz sicher gerade auf ihn losgegangen, und sie hatten zwei Stunden nur miteinander gesprochen. Zunächst hatte er nicht gewusst oder auch nicht darüber nachgedacht, wer sie eigentlich sei, und dann konnte er es sich aus den Grüssen der verschiedenen Leute zusammenreimen, dass sie eine begehrte Schönheit der „Gesellschaft" war. Sie selbst verhehlte auch nichts,

nicht einmal den Wunsch, ihm einmal gründlich in die Augen sehen zu können. Und als sie ihn dann, als man beim Demaskieren war, ihrem Manne, einem grossen Fabrikanten – mit vieler Gutmütigkeit, aber sehr sicherem Wesen, — vorstellte, war es nicht nur Höflichkeit gewesen, dass sie ihn bat, nicht allzulange auf den Besuch warten zu lassen. Und es war auch kein Zufall gewesen, dass sie am übernächsten Tage in die Kammerspiele ging, weil er auf der Redoute gesagt hatte, die Première wolle er sich ansehen. Und sie war auch wirklich sehr hübsch, und sie war auch wirklich sehr elegant, und sie hatte auch wirklich für Berliner Verhältnisse Toiletten, die weder zu spiessbürgerlich, noch zu auffallend waren, und es waren immerhin Menschen, bei denen man hätte verkehren können. Und im Zwischenakt wiederholte sie ihm den Wunsch nach guter Freundschaft; einmal, als ihr Mann gerade draussen im Foyer war und das andere Mal, als er ihr die Hand küsste, die sie ihm so lange liess, als er nur wollte. Aber er machte doch keinen Besuch dort; trotzdem bekam er eine Einladung und er wäre — fast hingegangen. Nur zufällig am Sonntag vorher bei einem Frühstück, er hatte jemand ins „Bristol“ einladen müssen, sah er die Frau und den Mann und ein paar Freunde in einem grossen Kreis an einem der Tische. Man

konnte nicht sagen, dass sie sich zu laut gebärdet hätten, es gab auch eine ganze Reihe von Herren aus dem engeren Kreise des Herrn von Engelhardt, die an dem Tisch ein paar Minuten stehen blieben und der Frau den Hof machten, und über die weg sie immer wieder zu ihm sah. Und doch, als Herr von Engelhardt mit seinem Gast um halb vier Uhr vom Frühstück wegging, blieb er noch eine Minute im Lesezimmer und schrieb rasch eine Karte: er könne denn doch am Dienstag nicht kommen. Darauf klingelte es am nächsten Tage im Amt, und die junge Frau fragte, ob ihm ein anderer Tag vielleicht lieber sei. Aber leider, er war vergeben, die ganze Woche. Denn er hatte schon zu viele Male gedacht: „Wie wird das dann sein? . . . Kann ich so was? . . ."

Die Nebel hingen schwer über den Tiergartenbäumen, und dennoch war Herr von Engelhardt in solchen Erinnerungen schon bis ans Wagnerdenkmal gekommen, ohne zu spüren, dass es eigentlich keine Nacht zu einem Spaziergang sei. Jetzt plötzlich bei dem weissen Monument und dem Licht der vorüberfahrenden Autos zog er ein paarmal die Luft ein und blieb stehen: Ja, da links waren die Häuser der Frauen, die er kannte und die ihn kannten und wo die eine oder die andere vielleicht . . . Und in manchem anderen Hause gab es sicher Men-

schen, die nicht allein waren. Menschen, die, wenn jetzt der Tod gekommen wäre, jetzt in dieser Stunde, ihre Arme ausgestreckt hätten, sie gereckt, alle Ruhe und alle Formen verloren, allen Stil ihrer sonstigen Existenz und nur eines verlangt: Weiter leben, weil es einen Menschen oder mehrere für sie gegeben hätte, die sie brauchten, für die da zu sein, einen Sinn hätte. Oder in einem der Häuser sass irgendwo jemand wach, voll Sehnsucht, vielleicht sogar unglücklich, der doch im gleichen Falle, wenn nämlich jetzt der Tod gekommen wäre, gesagt hätte: „Nein, Freund, warte, mir geht's zwar schlecht, trotzdem warte, ich will noch „was", nämlich — einen Menschen!"

Das war links von der Tiergartenallee. Und rechts, wo man die Bäume sah, und die Bänke standen, da gab es neben armen Menschen, die mit müden Füssen durch die Alleen schoben, Paare. Die waren auch nicht allein. Herr von Engelhardt zündete sich eine Zigarette an, und trotzdem es nun nicht mehr weit war zu seiner Wohnung, winkte er dem nächsten Auto, das vorbeikam. Und als er sein Haustor aufschloss und das elektrische Licht aufflammen liess, überlegte er, wie lange der Winter in Berlin noch dauern werde. Es war schon Ende März und kaum, dass manchmal die Sonne herauskam. Wenn es gut ging, war man in vier Wo-

chen so weit, dass im Tiergarten das Blühen anfing, nämlich das Blühen der gelben, weissen und blauen Pflanzen, die in den Töpfen aus den Gärtnereien gebracht werden und in den Töpfen in die Erde eingesetzt. Dann hatte man mit dem Schneider die Dinge wegen der Sommergarderobe zu besprechen, dann waren die Monate wegen des Urlaubs im Amt zu verteilen, dann machten die Freunde Pläne, wohin man im Juli oder August gehen könne, und dann würde er wohl auch mit irgendwelchen Menschen in irgendeinem Hotel sich „erholen.“ Nur März, April, Mai, Juni, es waren noch vier Monate und in den nächsten Wochen? ja, da sollte er also immer wieder mit dem langen Fritz und dem Kleinen im „Esplanade“ sitzen, sollte dort alle Leute sehen, die es gab, hören, wer jetzt gerade eine gute Zeit im Klub hatte, und wer sich nun doch nicht verlobt hatte, wo es wieder mal mit einem Verhältnis aus sei, und wenn es hoch ging, dass es in einem Lokal irgendein neues Mädchen gab, das tanzen und lachen konnte, und mit dem man nächstens doch einen Abend zusammen sein müsste.

Herr von Engelhardt sagte am nächsten Morgen, als er mit dem Vortrag fertig war, dem Minister, er hätte gern eine Woche Urlaub, es läge ja auch nichts Besonderes vor, und er

könne nun mal dieses Jahr den langen Winter nicht vertragen, er sei jetzt eben nicht mehr so daran gewöhnt . . . Exzellenz hatte nichts dagegen.

„Monte Carlo, Herr Legationsrat?“

„Ich weiss nicht recht, vielleicht auch Cannes.“

„Na ja, wir wollen auch hin, später, meine Frau kann nur noch nicht recht weg. Sie wissen ja, wir haben eine erwachsene Tochter, die muss noch tanzen, aber Sie drückt ja derlei glücklicherweise nicht, also eine schöne Woche! Auf Wiedersehen!“

Seine Exzellenz hatte recht: eine erwachsene Tochter drückte ihn wahrhaftig nicht. Er telephonierte also an das Schlafwagenbureau, und der Diener packte.

Als er am nächsten Nachmittag in den Rivieraexpress einstieg, sah er auch, dass er Bekannte genug unter den Reisenden haben würde. Der erste Ton, den er hörte, war die bewegliche Stimme von der Kaiserhofredoute. Der erste Blick war der jener eleganten Frau, die neugierig gewesen war, wie er eigentlich sei . . . Er musste lächeln. Wenn der lange Fritz jetzt dagewesen wäre, der ihm gestern abend beim Abschiedssouper aufgetragen hatte, nicht zu vergessen, bei der Roulette auf den Dreier acht zu geben, wenn vorher dreimal die 26 nicht

gekommen sei und überhaupt sonst noch einige weise Lehren gegeben, — der lange Fritz hätte was zu schwätzen gehabt, wenn er es mit — angesehen hätte, dass die Dame, natürlich mit ihrem Mann, in demselben Zug hinunterreise, und dass sie beim Vorbeigehen an Herrn von Engelhardt so liebenswürdig war, noch bevor er seine Freude über den wirklich angenehmen Zufall hatte aussprechen können, zu fragen, ob man nicht im Zuge zusammen speisen wolle. Da war sie, ohne auf eine Antwort zu warten, ins Coupé gegangen, wo sie ihre Dinge ordnete. Und dann hatte Max noch andere Bekannte getroffen und entdeckt, dass kein Mensch verwundert war, ihm hier zu begegnen. Natürlich fuhr man jeden Winter ein paar Tage in die Sonne, wenn man gerade nicht in den Schnee fuhr. Und natürlich nur der Sonne wegen . . . Dann ging der Zug auch schon. Max hatte sein Coupé geschlossen. Er hatte sich vorgenommen, diesmal alles gehen zu lassen, wie es wolle.

Wenn nun die junge Dame von der Redoute durchaus wollte, also schön . . . Ihr Mann stand übrigens schon im Couloir und erzählte Cercle-Erlebnisse. Sie hatte nochmals mit den beweglichen Augen gewinkt, und als sie sah, dass Max in sein Abteil ging, sich ebenfalls zurückgezogen. Als Max gegen 5 Uhr Tee trinken

wollte, begegnete ihm ein französischer Kollege. Sie freuten sich aufrichtig miteinander — denn sie hatten junge Tage in Konstantinopel gemeinsam verlebt und sich dann über zehn Jahre nicht gesehen, wenigstens nicht ordentlich gesprochen. So kam es, dass Max dann doch nicht mit der schönen Frau dinierte, sondern erst nach dem Abendessen, beim schwarzen Kaffee ein paar höfliche Worte zu seiner Entschuldigung sagte und sich erkundigte, wo die Herrschaften denn wohnen würden.

„Interessiert Sie's, Herr von Engelhardt?"

„Ich weiss auch noch nicht, wo ich wohnen will. Ist meine Frage so sonderbar?"

„Ach nein, sonderbar? Wenigstens nicht sonderbarer als Ihre sonstige Art zu mir zu sein . .

„Ich verstehe nicht ganz."

„Leider verstehe ich Sie um so besser, habe Sie verstanden, . . . aber als Reisebekanntschaft können Sie mich wohl dulden, nicht wahr? Wir treffen uns im Zug, wir sehen uns im Spielsaal, nichts zwingt Sie, mich in Berlin wieder zu kennen, also . . ."

„Ich weiss wirklich nicht, gnädige Frau . . ."

„Ach lassen Sie, Herr von Engelhardt, lassen Sie's wirklich, einmal, vor Wochen, hätte ich Ihnen die Sache da nicht sagen können,

ohne . . . ja, ohne am nächsten Morgen Migräne zu haben. Aber heute . . ."

„Ich versichere Ihnen, gnädige Frau . . ."

„Also wir wohnen im Grand-Hotel, altmodisch, für meinen Mann ist es am bequemsten. Er kennt in Nizza nur den Weg in den Cercle, und der ist gegenüber . . ."

„Und S i e , gnädige Frau, Sie sind da wohl nie zu sehen?"

„Es kommt ganz darauf an, Herr von Engelhardt, wie die Tage gehen werden, wie die Sonne scheint . . ."

„Gute Nacht, gnädige Frau, ich hoffe, dass die Tage für Sie schön gehen werden."

Und er setzte sich wieder zu seinem französischen Freunde, und sie erinnerten sich an die Jahre unten am Bosperus.

Auch den nächsten Vormittag sassen die beiden gleich vom Morgen an wieder zusammen. Es war doch Vieles, was sie zusammen oder doch nebeneinander erlebt hatten und nun einte; vor allem waren es junge Jahre gewesen, die sie hatten Freunde werden lassen. Herr von Engelhardt merkte wieder einmal, um wieviel fester solche Beziehungen sind, als die, die man dann später schliesst, über wie viele Dinge man sprechen konnte . . . Wie es mit dem kleinen Eddy war, dem Sohn des Freundes, der damals ein kleiner Junge gewe-

sen war, und der eben die école normale schon hinter sich hatte und selbst auf dem Wege war, ein Diplomat zu werden. Die Mutter war gestorben, und der Freund konnte es erzählen, ohne dass in seinem Auge jene Ruhelosigkeit aufflackerte, die Max an sich selbst so oft gesehen hatte, wenn er nachts nach Haus gekommen war von irgendwoher und beim Auskleiden noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen hatte. Es muss also doch anders sein, selbst wenn man dann später allein bleibt . . . Dann war von so Vielen zu sprechen, die man an sich hatte vorbeigehen sehen, nach oben oder nach unten oder auch ins Ungewisse. Auch von einem Abenteuer war zu reden, bei dem der Aeltere dem jüngeren Herrn von Engelhardt damals zur Seite gestanden war. Nur in ein paar Sätzen natürlich, wie man's nach zehn, fünfzehn Jahren tut, wenn man weiss, dass das Leben weitergegangen ist.

„Ja, damals haben Sie mir nicht glauben wollen, aber Sie haben es überlebt, und die kleine Frau unseres englischen Dragoman auch.“

„Ueberlebt? . . . “

„Oder vergessen.“

„Sie können recht haben, wirklich vergessen, wenigstens oft.“

„Und erinnern Sie sich noch . . . damals in

meinem Hotelzimmer in Pera draussen, die Welt sollte still stehen . . .“

„Ich war vierundzwanzig . . .“

„Und möchten’s heute nicht mehr sein . . .“

„Und möchte es heute oft wieder sein . . .“

„Also noch immer? Und da sagt man, Ihr Deutschen seid beständiger als wir Franzosen — — —“

„‚Ihr Deutschen‘, ‚Ihr Franzosen‘, . . . ich glaube, w i r sind eine Welt für uns. Ich meine w i r, die wir durch alle Städte durchgewandert sind und in der und jener Atmosphäre gelebt haben, wir werden abgeschliffen und werden härter und — glätter. Vielleicht auch stumpfer. Ich denke mir, dass einer, der ewig in Deutschland geblieben wäre, oder einer, der ewig in Frankreich geblieben wäre, nicht so spräche, wie ich es tue, oder wie Sie es tun, auch nicht so fühlen würde.“

„Und Sie haben wirklich nie jemandem begegnet, wo . . . wo es nicht so einer Unterredung mit einem Dritten bedurft hätte, nie eine, die Ihnen geholfen hätte, den Lebensweg leichter zu gehen?“

„Gefunden? Ich weiss nicht recht . . . gesucht habe ich mein Lebelang bisher. Aber wäre der Weg wirklich leichter gewesen? . . . Das habe ich immer gefragt . . .“

„Sie haben also immer wieder g e f r a g t?“

„Oder ich bin gefragt worden.“

„Und nie, nie hat Sie das Leben einfach in seine Arme genommen? Nun, vielleicht kommt’s noch. Sie sehen eigentlich jünger aus als damals vor zwei Jahren, wie wir uns in London bei der Krönung gesehen haben. Wir haben ja nicht viel gesprochen miteinander damals, aber es schien mir doch . . .“

„Man hat eben müde Tage . . .“

„Und jetzt wollen Sie in Nizza . . .?“

„Gott, was man so tut . . . Sonne, Frauen, ein paar andere Tage . . .“

Der Freund stieg in Marseille aus, Herr von Engelhardt ging durch den Zug und sah sich um. Er wollte nun doch nicht allein die paar Stunden sitzen. Zum Lesen hatte er nicht recht die Geduld. Er sah auch die junge, schöne Frau, sie hatte dieselben glänzenden Augen wie immer, wenn er sie sah, und den nämlichen Blick, der an ihm herumtastete und herumspürte, und sie nickte ihm auch mit allem Charme, den sie eben wirklich hatte, zu. Aber sie war nicht allein, es war eine ganze Gruppe von Herren und Damen, und so musste er sich doch in sein Abteil setzen.

Draussen blühte es, die Obstbäume schickten durch das halboffene Fenster einen flüchtigen Geruch des Frühlings herein, an den Stationen gab es die Frauen mit den grossen Blu-

menkörben . . . Das hatte er alles viele Male gesehen, er konnte die Augen schliessen, sich denken, dass diese Reise eigentlich nichts anderes sei als die Erinnerung an andere, die er früher einmal gemacht hatte. All die Villen hatte er schon gesehen, in diese Gärten schon hineingeblickt, in dem einen oder anderen Hotel schon Tee getrunken, und wenn jetzt der Zug oft hielt an den Luxusorten der Côte d'azur, und Menschen ein- und ausstiegen, so wusste er, ohne hinzuhören, wovon sie sprachen, erriet das Leben, das sie führten und das er jetzt auch wieder einmal ein paar Tage führen würde.

— — — — Keine Veranlassung, traurig zu sein. Es wird warm sein, es wird hübsche Frauen geben, neue Hüte aus Paris und lichte Kleider, vielleicht sogar Glück beim Bakkarat, oder was noch besser wäre: eine Begegnung mit irgendeinem sonderbaren Menschen, Mann oder Frau. Warum sollte ihm dieses Geschenk eigentlich nicht werden? Er sagte sich vor: Bescheidener werden, mein Lieber, bescheidener, nicht zu viel verlangen! Und wiederum: suchen. Die eine wird schön sein, die andere lustig.

Lustig, ja das Wort konnte er in der letzten Zeit nicht mehr gut hören. Es erinnerte ihn immer an einen Abend in Berlin, wo er um

jeden Preis hatte lustig sein wollen. Sie waren tags vorher in einer Bar gewesen, und er hatte nicht recht aufgepasst, was eigentlich los war; nur am nächsten Morgen wusste er noch, da hatte es eine Person gegeben, nicht einmal sehr hübsch und auch nicht allererste Klasse, aber sie hatte immer gelacht und gelacht, dabei waren die Menschen, mit denen sie zusammengewesen war, gar nicht so interessant gewesen, aber sie hatte immer gelacht. Konnte so ein Lachen nicht auch anstecken, wie jede schlechte Laune ansteckt? Konnte man es nicht einmal erzwingen, was einem so oft wider Willen geschieht: dass die Stimmung eines anderen ihn einhüllt, fortträgt? Und diesmal sollte es die Fröhlichkeit, unbefangenes Lachen sein, das er suchen und finden wollte.

Er war damals abends wiederum in dieselbe Bar gegangen, allein, ziemlich früh, hatte sich an einen Tisch gesetzt und gleich mit dem Heidsieck angefangen. Sie würde schon kommen. Er musste auch nicht lange warten, und schon bei der Tür hatte sie wieder ihr Lachen, ein förmlich besoffenes Lachen, aber dabei war sie nüchtern. Getrunken hatte sie gewiss nichts. Das Lachen kam eben aus ihrem Innersten . . . Sie warf ihren Mantel dem Kellner hin, sah durch den Saal, ging dann gerade auf ihn los, gab ihm die Hand und

setzte sich ohne Einladung, aber auch ohne von seinem Champagner für's erste was zu wollen, zu ihm.

„Sie waren sehr lustig, gestern?"

„Ich bin immer lustig."

„Immer?"

„Ja, es ist doch meine Pflicht, ich bin dazu da."

„Sie tun das also so, wie ein Schuljunge seine Aufgaben macht, wie ein Automat die Schokolade hergibt, ein Kind eine Grimasse macht?"

„Nein," hatte sie gesagt und war ein paar Minuten still gewesen, aber dann waren beide wirklich lustig geworden. Ganz allein für sich, in dieser merkwürdigen Nollendorfbar, wo Weiber mit Weibern kosten, Männer ihre Blicke zu Frauen und Männern wandern liessen, am einen Tisch Stammgäste, Schauspielerinnen und Literaten, am andern Kaufleute, die sich einen guten Abend machen wollten, und am dritten Schieber sassen. Zwischendurch auch „Gesellschaft", ein paar verheiratete Frauen, die doch die Sache ansehen wollten mit heute verlegen dreinblickenden Ehemännern, die Damen forciert in ihrer Freiheit, eigentlich legerer als Koketten. Die Demimonde hatte ein paar sehr hübsche Vertreterinnen geschickt, aber es schien, sie seien zum Ver-

gnügen da. Heute, hier merkte man einmal nicht dieses Spüren nach dem, der viel Geld hergibt, das im Palais de danse, im Lindenkasino, sonst in vielen Berliner Lokalen selbst diesen Vergnügungsorten den Geruch des Marktes, die strenge, seriöse Gespanntheit einer Atmosphäre, in der Geschäfte gemacht werden, die höchsten Preise erzielt, gibt. Man sah die Leute sich küssen, weil sie's dazu trieb, sah ungestüme Gebärden, aufflackernde Lüste, schnelle Umarmungen. Natürlich war's sehr laut, und als es spät wurde, schien alles e i n e Gesellschaft. Nur sie zwei waren für sich geblieben, auch lustig, sogar eher vergnügt als lustig; und das war ja noch besser. Bis sie dann spät in der Nacht von sich etwas sagte, was er nie vergessen konnte, wenn er eine lustige Frau sah.

„Sehen Sie, sehr schön bin ich nicht, viel gelernt habe ich nicht, und Geld, Geld brauche ich eine Menge. Vor zwei Jahren da habe ich an Abenden hier oder wo's ähnlich ist, noch ganz unbändig viel Sehnsucht gehabt, manchmal mich — ausweinen zu dürfen. Das tun dürfen wäre mir lieber gewesen als die hübscheste Nacht, — und unsere heutige war ja wirklich hübsch. Aber dann habe ich's einmal mitangesehen, wie eine von uns so ganz traurig geworden, „niedergebrochen" ist bei einem

Champagnersouper. Die Herren waren alle sehr nett mit ihr, aber dass sie es waren, und wieviel Mitleid und wieviel Enttäuschung in ihrem Nettsein ich immer mitspürte, das hat mir die Lehre gegeben: So was sollte mir nicht passieren! Die Leute sagen, ich lache hübsch, gut, da habe ich mir damals vorgenommen, du wirst lachen, du wirst vergnügt sein, ganz so wie Sie früher gesagt haben, dass man in der Schule Aufgaben macht, und jetzt, jetzt muss ich's mir nicht einmal mehr jeden Abend vornehmen. Jetzt weiss ich, jetzt weiss es mein ganzer Körper: du hast lustig zu sein. Ich habe eine Freundin, die hat die schönsten roten Haare, und ich habe eine Freundin, die hat einen wundervollen Körper, und ich habe noch eine Freundin, — wir haben ja alle so viele Freundinnen —, die geht in die Oper und in alle Theater, und man spricht mit ihr über seriöse Dinge, ich aber, ich soll lachen, da muss ich's doch. Nicht? Was bin ich denn sonst wert, wozu nehmt Ihr mich denn, bin ich denn eine Frau, die das Recht hat, zu sein, wie sie will? Bin ich denn überhaupt, was Ihr sonst eine Frau nennt? Ich soll lachen . . . — habe ich nicht gelacht heute abend? Waren Sie nicht vergnügt? so sagen Sie's doch, waren Sie nicht vergnügt? . . . .“

Herr von Engelhardt konnte dieses Gespräch

nicht mehr vergessen. Es war ja sicher nicht ganz so. Die Frauen lügen ja alle, natürlich, und wahrscheinlich hatte ihr irgend mal ein gescheiter Mensch das so auseinandergesetzt, oder sie hatte es in einem Buche gelesen, das sagte sie dann, was lag auch daran, wie sie es gesagt hatte? Es war doch lustig gewesen und am nächsten Morgen? . . . den Katzenjammer hat man auch bei anderen Dingen . . . Aber es half ihm nichts, er konnte kein Lächeln und kein fröhliches Auge unter einem grossen Hut mehr sehen, ohne an die Lehre zu denken, die sie ihm gegeben hatte. Dasselbe würde also jetzt auch in Nizza sein, brave Schulmädchen, die ihre Pflicht erfüllen, die eine hat gut zu tanzen, die andere hat es sich anzuhören, wenn man Pech beim Spiel gehabt hat, die dritte hat dekorativ zu wirken, wenn man mit ihr im Cercle sass, und jede könnte eigentlich fragen: Bin ich Euch denn eine Frau . . . wie jene es damals gefragt hatte und damit eine Grenze aufgerichtet, eine kalte Wand gebaut, steiler und höher und unüberwindlicher als die Trennung zwischen irgendeinem Bild und seinem Besitzer . . . Nur mit Masken leben wir also, denn ob's die war aus der Bar oder eine aus dem Tiergartenviertel, . . . kann man denn irgendeiner wirklich so nahe kommen, dass sie sich vergisst, dass man sich selbst vergisst?

In Nizza, als der Zug ankam, war es schon Abend, weil die Sonne nicht mehr da war. Vom Süden spürte man noch nichts. Im Hotel ein Portier, den er aus Luzern kannte, und der Liftboy, mit dem war er in Rom auf und ab gefahren. Der Diener, der ihm den Frack herauslegte, erinnerte, er hätte einmal in München in den „Vier Jahreszeiten" die Ehre gehabt . . . Warum auch nicht? Da war er überall gewesen — er und alle die andern Marionetten . . .

Und als er durch die Tür des Cercle ging, die Menschen um die Bakkarattische herumsprechen sah, die Gruppen in den Sälen stehen, die Klingeln manchmal schellen, „Neuf" . . . „Banco" . . . „La main passe!" . . . „Oh, mir geht's eklig . . . ich verliere auch . . ." . . . „Toujours le sept!", rufen, die Croupiers ein neues Spiel Karten verlangen hörte, da wusste er: das ist auch nur die alte Welt, die gleichen Masken stehen hinter Masken, Puppen sprechen miteinander. Und als ihn einer anredete, hatte er mit einem Mal das Gefühl als Zuschauer im Theater bei einem alten Stück zu sitzen und gleichzeitig auch Schauspieler zu sein, nämlich zu sprechen, zu scherzen, zu erzählen und dabei doch den Ton der eigenen Stimme in jedem Augenblick selbst zu hören, zu prüfen, wiederum: das Ganze nur als eine Erinnerung zu erleben.

Er ging von einem Tisch zum andern, nickte manchmal, sah ein paar Frauen nach, ass dann im Restaurant, verlor auch selbst ein paar Louis und verabredete sich mit einer Engländerin für den nächsten Tag, ohne daran zu denken, die Verabredung auch einzuhalten, konnte plötzlich in dem überhellen Saal den Geruch von parfümiertem Fleisch, Leichtsinn, Kokottenmetier, Langeweile und Geld nicht mehr aushalten und fuhr nach Hause.

Die Sonne, am nächsten Morgen, die stark und warm ins Zimmer kam, als die Läden aufgemacht wurden, war doch was Schönes. Er hatte sich rasch angekleidet und lief hinaus. Natürlich da war der Boulevard, das Meer, die Promenade des Anglais, da waren auch die Burschen, die das „Berliner Tageblatt" ausriefen, oder kuriose Hündchen feilboten, die kleinen Mädchen, die müden alten Herren, die auf ihren Sesseln in der Wärme sassen, allerhand Frauen, solche und solche. Das Ganze war doch sehr hübsch. Er ging hinunter bis dorthin, wo der Hafen von Villefranche anfängt, und sah dann hinauf, natürlich es überwältigte ihn nicht mehr, und er wusste auch, ohne viel darüber nachzudenken, wieviel Künstliches und Erkünsteltes, wieviel Traurigkeit, Elend und Routine unter dieser Heiterkeit lag, aber trotzdem . . . Auf dem Rückweg

ging er über den Blumenmarkt, kaufte dort einen ganzen Strauss voll, handelte nicht, wie es die beiden Engländerinnen neben ihm machten und schenkte dann diesen Strauss ein paar Kindern, die vor dem Hotel sassen, und die mit den Blumen eigentlich gar nichts anzufangen wussten, so dass die governess ihnen sagen musste: „Ihr müsst dem Herrn danken."

Na, sie dankten ihm.

Er sass den ganzen ersten Nachmittag allein in seinem Zimmer am Fenster und sah aufs Meer hinaus. Da gab es etwas Neues: einen Eindecker, der flog. Die Leute schauten nicht allzuviel danach, ihm machte das Fahrzeug Freude. Es gab also doch Dinge, die 1911 anders waren als 1905 . . . Dann, als die Sonne untergegangen war, kam ihm plötzlich ein Gedanke: wie viele Male hatte er so in Neapel den roten Schein am Rande des Himmels und des Meeres gesehen mit einer Frau, die . . . Aber noch bevor er mitten drinnen in seinen Erinnerungen war, hatte es an der Türe geklopft. Irgendwer von seinen Bekannten hatte ihn von der Promenade unten entdeckt, und er sollte mit in den Cercle. Was sei das denn überhaupt für eine Sitte, den ganzen Nachmittag da im Zimmer zu sitzen? Oder wollte man lieber nach Monte Carlo fahren? „Nein, morgen." Aber er liess sich doch mitnehmen, liess

sich erzählen, wer alles da war, wer schon wieder weg sei, weil die Karten immer falsch gefallen waren, liess sich Frauen zeigen, die „gentilles“ und andere, die „méchantes“ seien, berichten, wer frei, und wer wirklich ganz was Besonderes wäre . . . Und erzählte auch selbst, wer mit ihm gereist war und wer vielleicht noch herkommen würde.

Diese ersten drei Tage gingen ihm dahin, wie sie uns alle hingehen, die wir gelegentlich die tristen Tage in unseren nordischen Städten nicht mehr ertragen können und schimpfend über das Einerlei und das verfluchte Spiel, den „ganzen Schwindel“, doch immer wieder an die Riviera fahren. Er spielte, gewann, verlor, er ging spazieren, er fuhr Auto, trank Tee, soupierte, schlief wieder einmal mit einer Frau, die er am Nachmittag noch nicht gekannt hatte. Aber am vierten Tag, in der Eisenbahn nach Monte Carlo, erblickte er beim Aussteigen zwei Frauen und musste stehen bleiben. Sie hatten ihn auch schon gesehen, die Mutter und die Tochter. Die Mutter zögerte, — sie sah übrigens immer noch so wenig mütterlich aus wie damals in Kairo, — aber das Mädchen, schlank und fein und hell, war rasch auf ihn zugegangen und hatte ihm die Hand geschüttelt.

„Wir wohnen in Cannes, wollen aber heute

nach Cap d'Ail, Papa ist im Kasino, er kommt dann auch 'rüber."

Die Mutter war nun auch dazugetreten.

„Wir freuen uns sehr, Herr von Engelhardt, man trifft sich doch immer wieder."

Es war natürlich, dass er mit den beiden Frauen nun nach Cap d'Ail ging. In der Eisenbahn war es nicht möglich gewesen, etwas zu sprechen. Da sassen so viele Menschen, die durcheinanderredeten oder auf Zetteln Berechnungen anstellten, in den Zeitungen die Chancen der letzten Roulettespiele nachlasen. Als sie aber dann auf der Terrasse oben vor dem Hotel dem Meer gegenüber sassen, und man ihnen den Tee gebracht hatte, da, da sollten sie eigentlich wirklich miteinander reden. Mama tat auch ihr bestes, sie fragte, wie es denn mit ihm sei, und auch er erkundigte sich, wie es ergangen sei seit . . . Er habe übrigens schon gehört, dass Herr Niemann bei der letzten Reichstagswahl gewählt worden, und das freue ihn natürlich . . .

„Sie wissen noch nicht, dass ich verlobt bin, Herr von Engelhardt?"

Mama rückte den Sessel nervös vom Tisch fort. Da war nun wieder so eine überflüssige Sache, . . . entweder er wusste es, oder man musste es ihm nicht sagen, er würde es

schon erfahren, und wozu denn den schönen Nachmittag verderben? . . .

Herr von Engelhardt hatte sich verbeugt:

„Ich habe nichts davon gewusst, gnädiges Fräulein, ich hätte sonst nicht verfehlt . . .“

„Sie konnten nichts wissen, es ist erst vierzehn Tage her, unsere ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung‘ lesen Sie wohl nicht, und Karten haben wir nicht verschickt, ich hätte Ihnen aber doch in diesen Tagen geschrieben . . .“

Mama fand es nun taktvoll und auch bequem, ein wenig spazierenzugehen. Und Herr von Engelhardt sass mit dem jungen Mädchen allein.

„Sie passen eigentlich nicht hierher . . .“

„Sie auch nicht — und das soll wohl ein Kompliment für uns beide sein, aber schliesslich, ich finde, wir passen beide ganz gut her. Sonst wären wir ja nicht da . . .“

„Mama hat durchaus fort wollen, und ich konnte diesmal ja nicht allein daheim bleiben.“

„Diesmal?“

„Diesmal, ja, sagen Sie's nur, weil ich verlobt bin. Sie fragen gar nicht? . . .“

„Nein, ich frage nicht.“

„Und ich sage Ihnen nichts. Was sollte ich auch. Wir haben alle beide zu klug sein wollen . . .“

„Alle beide?"

„Ja, ich weiss es jetzt, ich auch, jetzt darf ich's ja sagen, ich habe wohl auch schuld, ich geb's Ihnen zu. Ich habe auf das Gespräch damals nach der Sphinx gewartet, mich vorbereitet."

Herr von Engelhardt stand auf. „Wollen wir nicht lieber? . . ."

Sie war auch aufgestanden und hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt.

„Nein, wir wollen nichts Böses miteinander reden, es wäre schade. Wir wollen da ganz vorn ans Meer gehen."

Sie holten sich zwei grosse Stühle und rückten sie auf der Terrasse so zurecht, dass die Tee trinkenden Leute sie kaum sehen und gewiss nicht hören konnten. Aber dann fiel kein Wort zwischen ihnen, das nicht jeder, sogar der ungenannte Bräutigam, hätte hören können.

„Sie meinen also, wir haben alle beide zu klug sein wollen . . ."

„Ich w e i s s es . . . Und doch . . ."

„Und doch?"

„Nein nicht, was Sie meinen, Herr von Engelhardt. Ich habe mich verlobt, weil — er mich sehr lieb hat, weil ich glaube, dass ich es auch tun werde, aber weshalb soll ich darum nicht sagen, dass es Stunden gibt, in denen

ich traurig bin, gekränkt, schuldbewusst . . . Ihretwegen . . .“

„Ich weiss nicht, ich weiss wirklich nicht, warum Sie das sein sollen. Sie waren aufrichtig mit mir, ich war es mit Ihnen, jetzt sind Sie verlobt, und ich gehe in den Cercle, amüsiere mich ganz gut. Nizza ist schön . . .“

„Herr von Engelhardt, Sie wollen nicht, dass wir darüber sprechen, und ich glaube doch, dass ich es sagen darf, vielleicht hilft's Ihnen einmal, für mich ist es jedenfalls gut, dass ich es Ihnen sage. Wir haben so gut miteinander sprechen können, ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt und doch . . .“

„Und doch haben Sie mir dann nein gesagt . . .“

„Ich musste es, ich glaube auch heute noch, dass ich es musste. Wir haben zuviel miteinander gesprochen damals, d a s ist's, was mir leid tut.“

„Wenn ich nicht hätte abreisen müssen . . .“

„Nein, geben Sie es zu, Herr von Engelhardt, wir wollten beide zuviel Sicherheit haben, darf ich sagen: die Katze nicht im Sack kaufen, Sie dürfen ruhig lächeln, sogar lachen, es hat Sie nicht umgebracht . . .“

„Sie nehmen das alles vielleicht doch zu leicht . . .“

„Ich glaube nicht, dass Sie wissen, w i e

wenig leicht ich es genommen habe, aber ich wünschte, dass Sie auch einmal dahin kommen, oder vielleicht sind Sie schon dort, wo ich jetzt seit ein paar Monaten bin . . .“

„Sie meinen die Verlobungsanzeige in der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung‘ . . .“

„Ich meine, Herr von Engelhardt, dass man bescheidener sein soll, dass es schon sehr viel ist, wenn zwei Menschen miteinander so gut sprechen können.

Und ich kann es auch noch, ich kann, . . . ich kann noch immer Dinge sagen, wie verwirrt unser Leben ist, und wie man immer sucht und nicht findet, und ich kann auch flirten, kann noch viel mehr . . .

Herr von Engelhardt, ich weiss sehr gut, was Sie mir alles sagen wollen, mit dem, was Sie mir hier, und wie Sie es mir hier erzählen . . . ich habe ja auch geflirtet, sogar mit Ihnen . . . Aber ich habe Ihnen auch lange Briefe geschrieben, nur waren's Briefe, die ich nicht abgeschickt habe . . . ich habe gewünscht, dass wir uns einmal wieder treffen, noch vor ein paar Monaten, aber dann . . .“

„Ja dann, gnädiges Fräulein.“

„Dann, dann habe ich mich jemandem gegeben, Mama nennt das: ich habe mich verlobt.“

Mama war eben von ihrem Spaziergang an die beiden Korbstühle getreten.

„Papa wird jetzt wohl auch gleich kommen. Ich denke, Herr von Engelhardt wird ihn begrüssen wollen . . .“

Das geschah denn auch, und man verabredete ein Dejeuner am nächsten Tage.

Als aber Herr von Engelhardt eine Stunde vor dem Dejeuner in die Halle seines Hotels herunterkam, sass in einem der grossen Fauteuils sehr sicher und sehr hübsch das junge Mädchen, Fräulein Niemann aus der deutschen Provinz. Herr von Engelhardt grüsste.

„Ich habe auf Sie gewartet. Ich hätte Ihnen ja schreiben können, aber das wollte ich nicht. Solche Briefe sind nicht einmal mit den schönsten Blumen das, was ich guten Freunden an Sonnentagen ins Haus schicken will. Darum bin ich hergekommen und habe den ‚New York Herald‘ gelesen, weil ich mir sagte, Sie werden mir schon begegnen . . . Und ich wollte Ihnen sagen: Wir wollen uns doch nicht quälen, Herr von Engelhardt. I c h darf's Ihnen sagen, nicht weil ich verlobt bin und Sie nicht, sondern weil ich — für Sie fürchte. I c h bin jetzt glücklicher als Sie, trotzdem glauben Sie mir, es würde zwischen uns jetzt doch kein guter Ton mehr sein. Ich habe Briefe an Sie geschrieben, ich hab's Ihnen gestern

erzählt, die ich nicht abgeschickt habe, und Sie sollen mir jetzt keine Worte sagen und mich nicht mit Blicken ansehen, die für uns beide nicht gut sind. Glauben Sie mir, ich habe keine Angst, ich habe Ihnen ja schon gestern gesagt, ich bin nicht nur, was man bei uns verlobt nennt, aber ich möchte nicht, dass Ihre Woche hier durch den Zufall unserer Begegnung etwas verliert oder bekommt, was Sie nicht gesucht haben. Sie sind doch immer einer gewesen, der gewusst hat, was er sucht, und nur das will, was er sucht . . ."

„Und Sie nicht?"

„Sie haben recht, ich w a r es auch, aber ich b i n es nicht mehr. Und Ihnen will ich wünschen, dass Sie es auch bald nicht mehr sein werden. Deshalb wollte ich Ihnen h i e r adieu sagen. Sie sollen nicht zu uns dejeunieren kommen, schreiben Sie der Mama ab, ich glaube, sie erwartet es sowieso. Nur anders wie ich . . . Nehmen Sie es mir nicht übel, ich tue es aus guter Freundschaft."

„Es ist kein sehr angenehmes Gefühl, wenn man einem Manne sagt, dass man etwas aus guter F r e u n d s c h a f t tut, und wenn die, die es sagt, so aussieht, wie Sie . . . und wenn man einmal . . ."

„Es war ja auch nur ein Wort, . . . ich meine,

ich tue es aus einem g u t e n G e f ü h l. Adieu, leben Sie wohl, Herr von Engelhardt."

Das „gute Gefühl" half aber Herrn von Engelhardt doch nicht viel. Und als er sie nun über die Promenade hinuntergehen sah, und in seiner Hand noch die Erinnerung an den schnellen und sicheren Druck ihrer Finger lebte, den er sich von Kairo her all die Zeit her gemerkt hatte, — denn so ist es ja, dass wir uns an einem Menschen bald das eine, bald das andere, oft ein scheinbar Geringes merken, — da war es ihm doch einen Augenblick, als müsste er jetzt hinauf in sein Zimmer, einpacken und fort. Er tat es natürlich nicht. Er schrieb die drei höflichen Entschuldigungszeilen einer Absage an Frau und Herrn Niemann, „Majestic-Hotel", mit der Bitte, ihn dem gnädigen Fräulein zu „empfehlen" und einige Tage später bat er sogar telegraphisch, dass man seinen Urlaub um eine Woche verlängern solle. Als das geschehen war, auch diese Woche vergangen, und er wieder nach Berlin zurückreiste, da hatte er aber ausser Bildern aus dem Kasinosaal, flüchtigen Vorstellungen von erregten oder auch verhaltenen Spielermienen, ausser hundert gleichgültigen Eindrücken französischer, amerikanischer, junger und alter, leicht käuflicher oder längst dem erotischen Bereich entrückter Frauen doch noch etwas mitzuneh-

men, nämlich das Gedenken an ein paar Nachmittagsstunden mit Einer, die ein sonderliches Gemisch aus Süsse und Traurigkeit, aus Leichtsinn und Verzagtheit, und vielem noch gewesen war.

Er hatte nämlich doch nähere Bekanntschaft mit jener jungen und schönen Frau aus Berlin gemacht. Und dann zusammen mit ihr mit einer kleinen Villa, die zwischen Villefranche und Beaulieu an einen Hügel gelehnt dalag, in einem halb verwilderten struppigen Garten. Die immer geschlossenen Läden liessen, ging man vorbei, denken, dass da hinter den Läden alte Leute wohnen, die gar nichts mehr von der Welt draussen wollen, oder dass der Besitzer verreist sei. So still, so ausgestorben schien das kleine Haus, das eine freundliche unsichtbare Person durch eine Agence an Menschen vermieten liess, die nicht Wert darauf legten, miteinander gesehen zu werden.

Ein paar Nachmittage waren sie drinnen gewesen und hatten sich sehr viel geküsst und sehr wenig miteinander gesprochen. Manchmal war sie seinen Blicken ausgewichen, indem sie ihren Körper ganz nahe und fest an seinen gelegt hatte, und manchmal auch, indem sie ihm den Kopf mit leiser Gewalt nach rückwärts gebogen hatte und mit dem Rücken ihrer Hand über seinen Mund gestrichen, damit

er ja nicht aussprechen solle, was sie beide doch wussten.

Dann, an dem letzten Nachmittage, spielte sie mit ihren rostbraunen Haaren, die sie gern löste, schlang sie um seine Hände, als wollte sie sie binden, aber nicht etwa die seinen und die ihren, sondern nur seine beiden Hände zueinander. Er lag still da und hatte die Augen geschlossen. Er spürte nur wie eben immer wieder, seit sie sich ihm ohne viel reden hingegeben hatte, die Wellen ihrer Zärtlichkeit, aber dazu irgend etwas, was ihn bedrückte.

Er hätte gern die Läden aufgestossen; doch das ging ja nicht, und so musste er sich begnügen, wenn manchmal zwischen den Ritzen ein wenig von der letzten Sonne durchkam, zuzusehen, wie sich die Strahlen im Spiegel brachen, dann über ihren Körper gingen. Er war eine Weile so gelegen, dann löste sie seine Hände aus den Fesseln, die sie aus ihrem Haar gemacht hatte. Und als er die Augen zu ihr wendete, aufmachte und ihr zulächeln wollte, da strich sie ihm mit einer kleinen Bewegung über den Mund, die Ohren, die Schläfe und seine Haare, die schon recht grau waren.

Dann sagte sie zu ihm: „Musst du immer so traurig sein, du brauchst gar keine Angst vor mir zu haben . . ., nein, sage nichts . . . Ich kann mir es ja den-

ken. Aber ich bin nicht mehr so, so — unbescheiden wie vor Jahren vielleicht. Du mit den grauen Haaren bist weniger gescheit als ich, für dieses Mal wenigstens. Für uns beide. Du hast gewiss so oft nachgedacht in den Tagen, wenn wir nicht gerade beisammen waren. Ueber mich und über die Zukunft. Ach Gott . . . du hast mich das eine Mal für sehr schlecht gehalten, und das andere Mal hast du dir Vorwürfe gemacht. Aber das ist ja alles so dumm . . . Du hast mir nichts gesagt und hast mir nichts sagen müssen . . . Ich weiss ja doch alles . . . Und ich hab' mir das Glück der Tage nicht nehmen lassen wollen durch die Gewissheit, wie wenig ich dir bin, wie ich dir bald gar nichts sein werde . . ."

„Aber . . ."

„Ich hätte nur gewollt, dass es dich auch nicht drückt, und das hat es nun doch getan . . ."

„Bist du nicht glücklich gewesen?"

„Ich? Ja, i c h bin es sicher gewesen, ich bin's noch. Für mich kann auch keine Enttäuschung kommen. Ich habe ja nichts anderes erwartet. Nein, sag' nichts. Du wirst nicht schlecht sein, nicht hässlich. Ich weiss es schon. Aber unsere Zeit ist vorbei . . ."

„Du wirst in Berlin zu mir kommen . . ."

„Gewiss werde ich in Berlin zu dir kommen . . . wenn du es haben willst. Und wenn

es gehen wird für uns beide. Aber ich glaub's nicht recht . . ."

„Warum soll es denn nicht gehen, ich bin frei . . ."

„Ja, das sagst du so . . . und es fällt dir nicht einmal ein, dass es mir weh tun könnte . . . ich bin ja eigentlich nicht — frei . . ."

„So hab' ich's ja nicht gemeint. Wir haben uns doch lieb . . ."

„Glaubst du das? Ich dich, das fühlst du, aber du mich und gar in Berlin . . ."

„Warum quälen wir uns?"

„Nimmst du es schon wieder so schwer? Sieh, ich schäme mich gar nicht. Ich hab's nicht mehr notwendig, für mich selber mein ich, nicht mehr notwendig, mir vorzulügen, dass du die ganz grosse Leidenschaft für mich hast, und dass wir noch viele, viele Tage v o r uns haben."

„Und warum quälst du uns?"

„Ich quäl' dich nicht, ich will's dir leichter machen. Du sollst dir nicht denken, dass du irgend etwas tun musst, nicht einmal einen Brief brauchst du zu schreiben, trotzdem wir ja noch ein paar Wochen hier bleiben, oder gar auf mich warten, überhaupt mit mir r e c h - n e n in deinem Leben. Ich glaube schon, dass es Frauen gibt, und dass Ihr meistens die Frauen kennen lernt, die sich zu viel erhoffen

und erwarten, die euch immer binden wollen. Es mag sein, dass ich selbst einmal so war ... Jetzt, jetzt, sei nicht zornig, wenn ich's sag und mach nicht das Gesicht, das du früher in Berlin so oft zu mir gemacht hast, — jetzt bin ich eine Frau, die dieses Abenteuer, unser Abenteuer in dem kleinen Haus, so nimmt, wie es war, wie ein Mann wohl es fühlt. Du kannst mir glauben, vom ersten Tage an, von der Stunde, wo du damals doch mit mir oben durch die kleine Strasse von Cimiez hast gehen wollen, hat's für m i c h keine Nacht gegeben, in der ich von dem nächsten Morgen etwas erwartet hätte, als wärst du es mir schuldig, als hättest du mir was versprochen. Wenn dann deine schönen weissen Blüten gekommen sind, und dein Blick gelächelt hat, wenn wir uns trafen, da habe ich mich gefreut, und es war wieder ein Tag als ein Geschenk für mich da. Aber ich habe nie geglaubt und mir nie vorgeredet, dass du mich ..."

„Und wenn du das nie geglaubt hast, warum? ..."

„Warum? So fragt ein Mann? Lebt ihr denn nicht immer so oder fast immer? Und seid erstaunt, dass einmal eine Frau ihr Leben auch so nimmt, es auch leichter tragen will. Muss man dazu vielleicht eine Französin sein oder vom Theater? Dürfen wir nicht auch? ... Ich

will dir nicht viel erzählen . . . Wozu, du denkst dir ja doch deine Dinge und sagst sie mir ja auch nicht. Ich bin nun einmal so geworden, und da ich dich lieb habe, da ich dich wollte, seit jenem Ballabend damals, so habe ich nicht viel gefragt . . .“

„Hast mich also genommen?“

„Macht dich das ärgerlich? . . . Es ist aber auch nicht wahr. Genommen hast schon du mich, nur gekämpft hast du nicht, hast nicht kämpfen müssen und kannst auch fortgehen von mir mit einem leichten Herzen und . . .“

„Wie du dir das alles denkst? — und wie du glaubst, dass ein Mann ist . . .“

„Ich denke mir, ich wünsche mir, dass du morgen im Zug und übermorgen, wenn du in deinen Zimmern sitzst, noch in einer Woche, in einem Jahre und in zehn Jahren vielleicht, Freude hast, wenn du an mich denkst, wenn du an unsere Stunden hier denkst. Ich wünsche mir, dass du sie nimmst, wie du die Sonne hier genommen hast, aus der du ja auch jetzt fortgehst. Wenn du wo anders bist, dort, wo du zu Hause bist, dort werde ich für dich nichts Hübsches mehr sein . . .“

„Dabei weisst du sehr gut, dass du die hübscheste Frau in Berlin bist.“

„Die hübscheste? Das hat mir der und jener gesagt. Der eine, weil er es geglaubt hat,

der andere, weil er mich geliebt hat, und der Dritte, weil er's jeder sagt. Aber ich will gar nicht lügen, ich weiss schon, dass ich hübsch bin, und für viele wäre es ein Glück, mich zu behalten . . ."

„Und warum soll für mich das alles anders sein?"

„Das wirst du alles einmal besser wissen als ich, wirst es dir sagen können und andern vielleicht, natürlich ohne meinen Namen zu nennen, davon erzählen können. Von einer Frau, die sich zu leicht in deine Arme gelegt hat oder . . . Ich bin ja nicht gescheit genug, um dir's jetzt schon erklären zu können, ich fühl's nur und verlass' mich auf mein Gefühl. Ich kann nichts Besseres für uns beide tun als jetzt hierbleiben. Und in Berlin? Natürlich will ich mir einmal deine schönen Dinge ansehen, du hast gewiss so viele hübsche Dinge in deiner Wohnung . . ."

Dann hatte sie sich aber rasch ankleiden müssen. Vom Auto, das ein paar hundert Meter von der Villa weg auf der Strasse gewartet hatte, winkte sie ihm noch zu. Er sah es durch die Spalten der Läden, und dann war sie fort. Adieu hatten sie sich nicht sagen wollen. Er würde sie also erst in Berlin wiedersehen. Lieb war sie und klug, und gut mit ihm gewesen.

Nun machte er die Läden weit auf. Aber es kam ein kühler Wind herein. Die Sträucher draussen wurden durcheinander gerüttelt, ein paar junge Blüten fielen ab. Im Zimmer war es jetzt so hell wie nie an den Nachmittagen, wo sie beide drinnen gewesen waren.

Er wollte noch eine Viertelstunde hierbleiben. Dann, wenn er nach Nizza ins Hotel zurückkam, würde es gerade Zeit sein, einzupacken und zur Eisenbahn zu fahren. Wie er aber angekleidet war und einen wackligen Fauteuil zum Fenster zog, um eine Zigarette zu rauchen und auf das Meer hinunterzuschauen, da schlugen die Türen in dem kleinen Haus, in dem sonst immer alle Fenster fest geschlossen waren, und er wollte doch lieber nicht dableiben. Er ging zu Fuss die Strasse hinunter, sah auf die weissen Jachten, die im Hafen lagen, auf die Fischerboote, von denen jetzt gerade ein paar zurückkamen. Vor und hinter ihm klingelte die elektrische Bahn, alle paar Minuten musste er zur Seite treten, weil ein rasches Automobil vorbeistürmte. Der Staub schlug ihm ins Gesicht. Es war ihm also ganz recht, dass ein Wagen hinter ihm herkam, und der Kutscher fragte, ob er nicht fahren wolle.

Zwei Tage später fand er in seiner Berliner Wohnung eine Photographie von ihr. Er drehte sie um, ob nicht ein Name darauf stand oder

ein Gruss, ein Wort. Er suchte im Kuvert, aber es war keine Zeile da. Sein Diener wusste nur zu sagen, dass es abgegeben worden sei.

Das Bild zeigte sie in Kleid und Hut, sehr elegant, wie er ihr so oft begegnet war. Der Blick schien fast hart, sicher ohne den weichen Schimmer, den er nun auch kannte.

Es war schon spät im Jahr und die letzte Gesellschaft, die er zu besuchen hatte. Die Hausfrau, eine alte Exzellenz, kam ihm entgegen.

„Seien Sie nicht böse, Herr von Engelhardt, ich weiss, es ist nicht Ihre Art, aber ich konnte mir nicht anders helfen. Ihre Tischdame hat abgesagt, und wen ich unter allen Leuten, die sonst da sind, neben Sie hätte setzen wollen, es wäre eine Fremde gewesen, oder eine — alte Frau. Und das hätte Ihnen auch nicht gepasst. Also machen Sie eine Ausnahme, sitzen Sie einmal neben jemand, den Sie noch n i c h t kennen. Das heisst, kennen? Kennen werden Sie Marie Helferding gewiss, von der Oper meine ich. Und seien Sie lieb zu ihr. Uebrigens, ich habe ihr auch schon gesagt, dass Sie sonst nur neben Damen sitzen wollen, mit denen Sie schon gut Freund sind, weil Sie nämlich so schüchtern sind, nicht wahr? Und da hat sie gesagt, sie wüsste einen Gesprächsstoff für Sie. Sie sollen nicht ängstlich sein. Sie

hat Sie einmal in Neapel gesehen. Jetzt eilen Sie sich, wir wollen schon zu Tisch.“

Herr von Engelhardt verbeugte sich vor der Sängerin. Dann sassen sie nebeneinander, aber es wurde nicht sehr viel von Neapel gesprochen, und er fühlte sich bald frei neben dieser jungen Frau. Sie war fast so gross wie er. Helle Haut, graublaue Augen gaben ein gutes Gegenspiel zu dunkelbraunen vollen Haaren, die sie lässig aufgesteckt trug. Das Kleid war gut, aber nicht kostbar. Der Hals jung, aber voll, die Schultern zart — aber es war kein „Mädchen“, kein Mensch, der in eine ungewisse, unbekannte Welt sah, der da neben ihm sass. Die Blicke waren ruhig, die Bewegungen frei und sicher wie Stimme und Ton jedes Wortes. Das tat ihm geradezu körperlich wohl.

Sie waren noch nicht am Ende des Diners, als er es ihr auch sagte.

„Es ist eine Freude, Ihnen zuzuhören, so leicht kommen Ihnen die Worte, fast als ob Sie singen würden.“

„Na, so ganz dasselbe ist es nicht, Herr von Engelhardt. Das Singen ist schon noch viel, viel schöner. Aber schliesslich, wenn ich nun einmal in die Gesellschaft hier gehe . . . Und dann war es sehr hübsch von Ihnen, dass Sie mir nichts von meiner Aida gesagt haben, das tun sonst alle Herren . . .“

„Und Sie hören nicht gern davon?“

„Doch, nur ist es manchmal auch hübsch, wenn es einer sein lässt. Warum sollte ich nicht gern davon hören, von meinen Erfolgen . . . Denken Sie, drei, vier Jahre sind es jetzt im ganzen, und ich war ein kleines Mädel. Versprochen, Hoffnungen gemacht, ja das haben mir viele. Und ich selbst habe ja auch immer an mich geglaubt. Aber dass es so rasch gehen wird, so schön und so leicht in die Höhe, dass ich schon jetzt in derselben Oper werde singen können, wo ich vor fünf Jahren noch oben auf der Galerie gesessen bin und ängstlich zugehört habe — das ist doch so was Wunderbares, dass ich's noch immer oft nicht glauben kann. . . .“

Und dann hatte sie ihm erzählt, und er hatte ihr erzählt. Als das Diner vorbei war, setzten sie sich miteinander in eine Ecke, als wären sie beide nur für einander da; das war aber ein Irrtum. Maria sollte natürlich singen, und so holte man sie fort. Herr von Engelhardt blieb allein sitzen und sah sie vor sich stehen am Klavier, heiter und voll Glück im ganzen Gesicht. Das war also eine, die mit dem Leben zufrieden war, der das Leben mehr gegeben hatte, als sie irgend erwartet, und vor allem: zur rechten Zeit, vor allem: bevor sie müde geworden war, bevor sie so lange

hatte warten müssen, dass dann die Erfüllung nicht mehr das ganze Glück hätte sein können. . . .

Als sie vier Lieder gesungen hatte, kam sie gleich geraden Wegs wieder zu Herrn von Engelhardt zurück.

„Nun, war's gut?"

Er wusste nicht recht, was sagen, denn diesmal hatte er von ihren Arien nichts gehört.

„Es war gewiss schön, nur . . ."

„Nur, Sie haben nicht zugehört, aber ich bin nicht bös darüber. Wissen Sie, ich singe eigentlich für mich selber, ausser im Theater. Und oft auch da. Ganz schön ist es für mich und wahrscheinlich auch für die unten, wenn ich alles vergessen kann und nur daran denke, wie der Ton ganz voll, leicht, klar, rein aus mir herauskommt. Sehen Sie, das können Sie nicht wissen, soviel Sie auch in der Welt waren, und soviel Wichtiges Sie auch gewiss — denken Sie nicht, dass ich eingebildet bin und glaube, dass die Oper alles ist —, in Ihrem Beruf und sonst wissen. D a s Glück, das können Sie nicht kennen, ja es ist ganz wirklich ein Glück . . ."

„Und das Glück, einfach d a s Glück Ihres Lebens?"

„Nein, das will ich nicht sagen, und überhaupt, Sie fragen etwas zu viel, Herr von En-

gelhardt. Ich meinte nur, na, ich erzähl's Ihnen ein anderes Mal . . ."

„Aber das soll bald sein, dieses andere Mal . . ."

Sie sah ihn fest an. Dann gab sie ihm die Hand.

„Wann Sie wollen. Wir frühstücken einmal zusammen, klingeln Sie an, heute muss ich früh fort; ich singe morgen. Also auf Wiedersehen."

Sie frühstückten dann einmal in der alten Weinstube von Töpfer. Er hatte sie angerufen, und sie war gleich bereit gewesen. Sie wollten sich treffen, irgendwo im Tiergarten, und dann zusammen in die Stadt gehen. Es war ja schon Mai, und man lobte gerade die paar Wochen, wo man auch in Berlin spazierengehen kann. Sie kam pünktlich und lachte, als er das lobte.

„Also Sie haben gemeint, ich werde warten lassen, die Primadonna spielen? Nein, es hat mich gefreut, dass Sie so bald angeklingelt haben, und es war wirklich sehr hübsch letzthin."

„Und nun werden Sie mir erzählen, wie das alles kam mit Ihrem Singen, und dann müssen Sie mir noch viel mehr sagen von dem Glück Ihres Singens . . ."

„Ach Gott, davon weiss ich heute nichts.

Denken Sie, seit dem Abend damals bin ich heiser.“

„Man merkt aber nichts.“

„Nein, so heiser, dass ich einen Stockschnupfen habe, bin ich nicht, aber unser einer spürt's schon. Der Ton will nicht so leicht kommen. In der Brust hat man nicht das Gefühl, das man sonst hat. Da ist man eben traurig.“

„Sind Sie wirklich traurig, können Sie das? Sie sehen gar nicht so aus?“

„Ganz wirklich traurig bin ich nicht. Aergern tu' ich mich. Denken Sie, ich hätte dreimal gastieren sollen in der nächsten Woche, und nun ist es wahrscheinlich nichts damit. Und die Saison ist auch aus in vierzehn Tagen . . .“

„Und Ihre Ferien, die freuen Sie nicht?“

„Ferien? Ich brauche keine.“

„Sie müssen doch oft sehr angestrengt sein, wenn Sie so oft singen müssen und doch gewiss auch viel üben?“

„Natürlich, aber dazu bin ich doch da, und das ist schön. Nur nicht dasitzen müssen und nicht können. Schonen soll ich mich ein paar Tage, sagt der Doktor. Und das Wichtigste ist, meine alte Gesangslehrerin sagt's auch. Wissen Sie, sonst kann's einem passieren, dass man monatelang mit dem Hals zu tun hat.“

„Und da wären Sie natürlich sehr unglück-

lich, wenn Sie nicht Theater spielen oder vielmehr singen dürften?"

„‚Theater spielen oder singen', als ob das dasselbe wäre! . . ."

Sie waren inzwischen bis zum Tor von Töpfer gekommen. Und dann assen sie kräftig, vergnügt. Sie genierte sich nicht, sie war auch gar nicht kokett mit ihm, und die vielen Herren, die sonst im Lokal noch sassen, und von denen die meisten sie nach den vielen Bildern, die in den Zeitungen immer erschienen, erkannten, und immer wieder zu ihr sahen, störten ihre Laune gar nicht. Sie fragte nach dem, was Herr von Engelhardt trieb, liess sich von seinen Reisen erzählen, und dann wollte sie sehr viel von der Diplomatie wissen.

Es war ein wirklich gutes Frühstück in jeder Beziehung. Sehr oft wollten sie so zusammen frühstücken. Darüber waren sie schon vor dem schwarzen Kaffee einig. Das heisst nur Herr von Engelhardt trank schwarzen Kaffee. Sie wollte dafür heisse Milch haben, für die Stimme.

„Also alles für's Singen? und sonst?"

„Was denn sonst, oh, jetzt verstehe ich Sie. Na, fragen Sie doch ganz einfach, ob ich nur eine Sängerin bin und keine Frau. Sie glauben wahrscheinlich . . ."

„Seien Sie nicht böse, aber ich glaube gar

nichts. Ich weiss nichts von Ihnen, als was Sie mir selbst gesagt haben. Fragen habe ich niemand wollen und schliesslich . . .“

„Und schliesslich geht's Sie nichts an. Aber Sie brauchen kein finsteres Gesicht zu machen. Sie hätten ruhig alle Leute fragen können, sogar die Frauen. Man hätte Ihnen schon eine Menge erzählt, aber was geht das mich an? und was geht das schliesslich uns zwei an? Ich erkundige mich auch nicht nach dem ‚Vorleben‘ der Herren, mit denen ich frühstücke. Ich will nicht einmal wissen, wer die schöne, leidende Frau war, mit der Sie so viel auf der Terrasse in Neapel gesessen sind.“

„Das war . . .“

„Nein, sagen Sie nichts! Was sollten Sie auch sagen? Entweder was Konventionelles oder etwas, was Sie mir eigentlich nicht erzählen dürften.“

„Wissen Sie, dass es sehr merkwürdig für mich ist, Ihnen zuzuhören? Ich kenne wenig Männer, die so sprechen wie Sie, die junge Frau, und dabei haben Sie sonst, weiss Gott und ihm sei Dank, gar nichts Männliches. Aber das kommt wahrscheinlich vom Beruf her . . .“

„Ich glaub's nicht recht. Wenn ich sonst Kolleginnen ansehe, die sind doch anders wie ich, die meisten wenigstens. Oder sie verstellen sich. Sehen Sie, ich bin nämlich gar nicht

stolz auf das, was ich bin, ich bin nur froh, dass ich ich bin. Sowie ich es Ihnen letzthin gesagt habe, dass ich froh über mein Singen bin. Das ist mein Glück, und das andere, was Sie meinen, die Selbständigkeit, die Sicherheit . . .“

„Ja, eigentlich meine ich mehr. Wissen Sie, Ihr Sprechen, ich habe es Ihnen ja eigentlich schon in der ersten Minute gesagt, nicht nur, was den Ton selber betrifft, sondern auch das, was Sie sagen, das ist so ganz anders, als ich wenigstens es sonst gewöhnt bin, leichter, freier. Sie sprechen mit unbelegter Stimme. Wissen Sie, dass es ganz wenige Männer gibt, die das tun?“

„Ja, das weiss ich leider. Und ich fürchte, dass der Herr, mit dem ich jetzt frühstücke, nur ziemlich selten mit unbelegter Stimme spricht.“

„Leider, aber man muss . . .“

„Warum muss man? wenn ich's als Frau kann? Nicht etwa darum, weil ich jetzt so viel Geld verdiene, oder weil ich beim Theater bin, genauer—es ist nämlich doch was anderes—bei der Oper. Nein, ich hab's eigentlich nicht begriffen, nie begriffen, dass eine Frau, oder überhaupt ein Mensch, sich so viel Mühe gibt, um sich immer zu verstellen, mit dem anderen Blindekuh zu spielen . . .“

„Kann aber nicht eigentlich nur dann jemand so wie Sie sein, wenn ihm im Grunde alle Menschen gleichgültig sind? . . .“

„Das sind sie mir aber gar nicht.“

„Sie mit grossem S oder mit kleinem s?“

„Wie Sie wollen . . .“

„Wie i c h will? Wenn es danach ginge . . .“

„Ich glaube, wir sollten jetzt fort, es muss auch schon spät sein, aber Sie können morgen bei mir Tee trinken . . .“

Das tat Herr von Engelhardt auch. Nicht nur an dem einen Nachmittag. Das erstemal hatte er sie allein getroffen, dann das eine Mal mit einer Kollegin, dann wieder einmal allein. Wieder einmal war Besuch gekommen, irgendein Herr. Man hatte vorgestellt Dr. . . . ., Direktorialassistent an der Nationalgalerie, und sie hatten geschwätzt. Als der Herr Doktor weggegangen war, sagte Maria:

„Nun, sehr nett waren Sie eigentlich nicht mit meinem Freunde!“

„Ihr Freund?“

„Ach, was glauben Sie jetzt nicht wieder? Freunde . . . gibt’s das denn überhaupt? . . .“

„So glauben Sie also an nichts, weder an Freundschaft noch an Liebe?“

„Sie irren,“ antwortete sie, und einige Sekunden, nachdem sie beide geschwiegen hatten, stand sie auf, spielte mit irgendeiner klei-

nen Dose, die auf einem Tisch gelegen war, und sagte dann, zuerst leise, dann aber bestimmter, wärmer, fast erregt:

„Sie irren, nur an die Liebe glaube ich, an die Liebe in allen Verkleidungen; an die Liebe, die schreit, an die Liebe, die scheu ist und sich hinter ironischen Masken versteckt, an die Liebe derer, die kurze Momente in schöne Augen blicken durften, um dann wieder einsam ihre Strasse zu ziehen, an die Liebe, die man verschwendet, an die Liebe, die auch unerfüllt und unausgesprochen irgendeine ferne, wenn auch kurze Zukunft hoffen lässt . . Sie irren also, ich glaube an die Liebe, weil sie das einzige Gefühl ist, dass, wenn es einmal in einem aufgeblüht ist, nie mehr verschwindet. Sie irren, ich glaube an die Liebe, da sie allein uns jene Sekunden gibt, die zu leben all die Traurigkeit, die schmerzlichen Pausen in unserer Existenz zu erdulden wert macht . . .“ — — — — — — — — — —

Das hatte sie ihm gesagt, als er schon wusste, wie wenig diese Frau danach angetan war, irgendeiner Vergangenheit irgendwie nachzutrauern, oder leicht und viel Konfessionen zu machen, sentimental zu sein, oder auch sich irgendwie selbst durch grosse Worte zu erregen.

Dass sie es ihm sagte, war mehr als viele

kleine Andeutungen ihrer Gespräche in den letzten Tagen, war die Antwort auf manches, was er ihr erzählt hatte von seinem Leben und von seinen Wünschen, von den erfüllten und den unerfüllten. Es war auch mehr als das Versprechen, das sie ihm schon am Tage vorher gegeben hatte, nächstens einmal bei ihm Tee zu trinken.

In diesen Wochen verzichtete Herr von Engelhardt gern auf seine gewohnte Gesellschaft. Er ging, so oft er nur konnte, ins Freie hinaus. Mit ihr und auch allein. Wenn er allein war, dachte er über sie nach. Es war die erste ihm begegnende selbständige Frau, die den Lebenskampf als etwas Selbstverständliches nahm, die ihre Freiheit, zu tun und zu lassen, was ihr Herz zu tun oder zu lassen sie trieb, als etwas ganz Natürliches empfand, die weder ihre Unabhängigkeit zur Schau trug, noch auch je vorgab, allein glücklich sein zu können.

An einem Nachmittag dann gehörten sie einander. Als sie dann Tee tranken, er eine Zigarre, sie eine Zigarette rauchte, sagte er:

„Und nun . . .“

Sie hob den Kopf nur ein wenig, schaute ihm mit den Augen, in denen wieder das süsse und freie Lächeln schimmerte, eine kurze Sekunde ins Gesicht, und dann antwortete sie:

„Und nun? . . . Wir wollen glücklich sein. Das

ist alles. Sonst keine Pläne, ausser dem einen, dass es jetzt Sommer ist, und dass wir den schönsten Sommer haben wollen.“

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

„Ich verstehe dich nicht, ich kann doch nicht meine Türe verschliessen für alle die Menschen, mit denen ich früher gelebt habe, und die sehr gut mit mir sind. Es kommen doch nicht nur Männer zu mir, es sind auch Frauen, ich habe Freunde und Freundinnen.“

„Deine Freundinnen gefallen mir nicht sehr gut, und deine Freunde gefallen dir zu gut.“

„Meine Freundinnen? Du kennst sie ja eigentlich nicht, und meine Freunde? Ich nehme das Wort ja gewiss selbst nicht sehr schwer, — es sind eben Männer, von denen der eine das, der andere jenes für mich hat, vor allem aber, ich brauche Menschen um mich. Bist du eifersüchtig?“

„Nein, ich bin nicht eifersüchtig oder wenigstens nicht eifersüchtig auf diesen oder auf jenen, eher schon auf das, was du ‚Menschen brauchen‘ nennst, trotzdem der Herr Doktor, der Herr von der Nationalgalerie, wenn er dich ansieht, einen Blick hat, der mir nicht sehr gefällt.“

„Du sagst immer: ‚der dir nicht sehr gefällt‘,

und die Menschen ‚gefallen dir nicht', mit denen ich doch bis zu dem Tage gelebt habe, wo du . . . Aber denkst du denn nie daran, dass das mein Leben ist, dass ich sie dir ja gar nicht aufzwingen will, und dass ich für dich ja immer Zeit habe?"

„Ja, du hast für mich Zeit, wenn wir es vorher verabredet haben . . ."

„Ist das bei dir anders? . . . Wir sind doch keine Kinder, die in einem einsamen Wald ihren Liebestraum haben. Ich bin doch schliesslich nicht deine Frau, ich bin deine Geliebte . ."

„Ich will nicht, dass du das sagst, und du weisst sehr gut . . ."

„Und ich will es sagen und will nichts wissen von dem, was du mir da andeutest. Ich will nicht geheiratet werden. Ich werde überhaupt nie heiraten, wenigstens so lange ich das Leben so spüre wie jetzt. Was willst du denn? Ich bin glücklich, du bist es doch auch. Wenn ich stolz bin, wenn es mir genug ist, deine Geliebte zu sein . . ."

„Weil du eben frei sein willst."

„Weil ich das Gefühl haben will, frei zu sein. Ich betrüge dich nicht, das weisst du. Ob du's tust? Gewiss tust du es, aber das geht mich nichts an . . . und d u hast wirklich gar keinen Grund . . ."

„Ich habe doch auch gar nichts gesagt . . ."

„Nein, du hast nichts gesagt, wenigstens zuerst nicht, aber ich merke es doch, und du tust mir unrecht.“

„Ich glaube doch gar nicht, dass du . . .“

„Nein, nicht so unrecht, dass du vielleicht meinst, ich . . . aber doch unrecht, weil du mein Leben ändern willst. Also lass es, lass uns glücklich sein, lass uns den Sommer.“

„Ich bin eben nicht so jung wie du.“

„Und das ist oft sehr gut für mich, dass du nicht so jung bist. Aber ich bin's doch. Und du musst mich nehmen, wie ich bin, und musst mir dieses Leben lassen . . .“

„Wollen wir nicht spazierenfahren? Ich habe einen Wagen mitgebracht? . . .“

Das tat sie gern. Und wenn sie auch nicht in ihrer Vaterstadt, in Wien, waren und nicht in die schönen Wälder hinausfahren konnten, von denen sie immer wieder erzählte, trotzdem sie als ganz junges Mädel fortgekommen war, — auch hier war's gut für die beiden, wenn der Wagen endlich die lange Reihe der neuen grossen Häuser hinter sich gelassen hatte, man an den kleinen Seen vorbeikam, an den geraden Föhren, in die Mark hinaus.

Dort nahm sie dann auch ein kleines Haus, als die heissen Tage kamen; denn Herr von Engelhardt musste diesmal lange in den Sommer hinein in Berlin bleiben. Sie hätte ja fort

können, aber sie wollte ihn nicht allein lassen. Dass sie das nicht tat, trotzdem sie die Erholung sehr gebraucht hätte, und schwüle Zeiten waren, das empfand er als etwas sehr Gutes.

Aber die Gespräche über ihre Freunde und ihre ganze Art, das Leben so weiter zu führen, wie sie es früher geführt hatte, die kamen immer wieder. Es half Herrn von Engelhardt auch nichts, wenn er sie bat. Sie w o l l t e sich nicht fügen und sie wollte ihm auch nichts verstecken.

„Ich kann's nicht!“ Mehr sagte sie später schon gar nicht mehr und liess das Gespräch nicht weitergehen.

Und er musste sich sagen, dass er sie doch eben s o lieb hatte wie sie war, und dass das ihr grosser Reiz gewesen war für ihn: die Art, wie diese sichere, freie junge Frau das Leben nahm, und er musste sich sagen, dass nach aller Vernunft s i e wirklich recht hatte. Er liess sie ja oft allein, musste sie allein lassen. Jetzt ja weniger, weil es Sommer war. Aber sonst? Er hatte ja auch Verpflichtungen, und sie war eben seine Geliebte und er ihr Geliebter. Wenn aber sie stolz darauf war, wenn sie es als ein Glück nahm und nichts anders begehrte, — er fragte sich oft, ob es nicht sehr dumm sei, dieses Geschenk so zu nehmen als

ein Geschenk, freiwillig und unsicher, wie eben Geschenke sind.

Sie hatte ihm immer wieder gesagt, sie wolle nicht heiraten, nicht nur, nicht ihn, überhaupt nicht heiraten, jetzt nicht heiraten. Zuerst hatte er es kaum verstanden, und auch nicht sehr ernst genommen, hatte geglaubt, das sei eine Sache, die er sich überlegen müsse, und die ihm eigentlich fern, kaum möglich sei.

Dann aber musste er immer wieder von ihr hören: „Nein, ich habe mich dir hingegeben, und was einmal dein Wunsch war und mein Wunsch war, das ist jetzt Erfüllung. Wir haben unsere Liebe. Ich habe so viel von dir und du hast so viel von mir, wie zwei Menschen, wie wir es eben sind, voneinander haben können. Wenn wir noch mehr verlangen von einander, dann geht alles in die Brüche . . ."

An dem Tage, wo sie das zum ersten Male gesagt hatte, war er fast zornig fortgegangen, hatte ihr Worte gesagt, die ihr wehe tun mussten. Sie aber hatte doch am selben Tage, bevor er gekommen war, zu dem Freunde, dem Kunsthistoriker aus der Nationalgalerie, anders gesprochen gehabt:

„Sie sollen mich nicht immer so ansehen, so . . . so mitleidig. Es ist gar kein Grund dazu da. Es geht mir sehr gut. Wir haben uns sehr lieb. Ja, ich sage Ihnen das, Ihnen. Die an-

dern wissen oder wissen's nicht, ich muss es ihnen nicht sagen. Ihnen sag ich's, weil ich Sie nicht verlieren will. Sehen Sie, ich bin ganz offen mit Ihnen. Sie sitzen da und schweigen, kommen seltener, kommen eigentlich nur noch, wenn ich Sie bitte, zu kommen, und dann schauen Sie mich an und hätten es eigentlich am liebsten, wenn ich unglücklich wäre, und wenn Sie mich vor irgendwas retten oder wenigstens trösten könnten. Aber so sind die Dinge nicht. Dass ich Sie aber behalten will, so wie wir nun schon seit Jahren gute Freunde sind, gute Kameraden, das sage ich Ihnen ja offen. Können Sie das nicht?"

„Ich glaube nicht, dass ich es kann. Und selbst, wenn ich's könnte, es würde wohl auch gar nicht gehen . . ."

„Warum soll das nicht gehen? Sie meinen vielleicht, ich bin nicht — frei? Ia, aber lieber Doktor, ich lebe doch mein Leben!"

Er lächelte. Das konnte sie nicht ertragen.

„Das mag ich noch weniger, wenn Sie lächeln, als wenn Sie mich mit Ihren treuen Augen ansehen und mir Vorwürfe machen, die gewissen stillen Vorwürfe. Ich hatte geglaubt, dass Sie mich kennen, Sie mich begreifen werden. Ich habe die Liebe genommen, wie sie kam, ohne eine Frage, denke nicht darüber

nach, wie lange es dauern wird. Ich bin keine verheiratete Frau . . .“

„Sie werden ja doch heiraten.“

„Jetzt hätten Sie eigentlich noch sagen sollen: er wird Sie ja doch noch heiraten. Aber das habe ich doch nicht notwendig.“

„Das habe ich ja auch nie geglaubt.“

„Weil Sie immer so machen, als ob ich ein Opferlamm wäre. Ich will dieses Leben führen, seine Geliebte sein, ich, ich, nur ich.“

„Und Sie glauben, dass man das haben kann, das eine, die Liebe, und das andere, Freunde, seine Freiheit?“

„Jetzt wollen Sie auch noch mit mir sprechen, als ob Sie ein ganz alter Herr wären und schon alles wüssten, und als ob das, was für einen anderen nicht geht, auch schon für mich unmöglich sein müsste. Ach, Ihr seid ja alle . . .“

Herr von Engelhardt aber betrog sie wirklich, gleichgültig irgendeinem flüchtigen Reiz nachgehend, der ihn erfasste, oder auch alte Erinnerungen auffrischend. Er betrog sie, fast um sich zu beweisen, dass er frei sei. Er betrog sie, und sie wusste es, vielleicht, weil das Frauen, die lieben, immer spüren, vielleicht weil er sich nicht nur nicht die Mühe gab, es ihr zu verbergen, sondern es ihr oft geradezu heraussagte. Sie sprach dann nie was. Wenn er aber fort war, weinte sie. Aber nicht lange, war wütend über sich selbst, weil sie so nervös geworden sei, und liess ihn am anderen Tage nichts merken.

Dann kam ein schöner Spätsommermonat. Sie sassen auf der Insel Wight am Strande, badeten oder spielten im Sande. Sie fuhren auf hohen Wegen quer über die Insel, an all den reinen, wohnlichen, reichen Häusern und fast südlich üppigen Gärten vorbei, und Herr von Engelhardt hätte gerne Pläne gemacht: Auch so ein Haus haben . . .

Dann lachte sie ihn aus.

„Was wollen wir mit dem Haus? Für den einen Urlaubsmonat im Sommer? Und ich passe auch nicht in so ein Haus. Es riecht mir zu viel nach sterilisierter Milch, nach reingewaschenen Kindern.“

Dann musste er auch lachen. Wenn er aber allein spazierenging, während sie Stimmübungen machte,—das konnte sie ja nicht lassen,—dann wurde es ihm zur Gewissheit, dass er sich ihr eigentlich mehr hingegeben hatte als sie ihm. Dann lachte er sich entweder aus, oder er wurde böse mit sich selber, aber es war so. Ja, sie betrog ihn nicht, und er betrog sie. Aber sie konnte an ein Leben ohne ihn denken, sicher, trotzdem sie ihn ja gewiss lieb hatte, sehr lieb sogar. Er aber, er erschrak das eine oder das andere Mal, wenn er nur an die Möglichkeit dachte . . . War er also auf dem Wege, sich zu verlieren? War's, weil er nun doch schon in der Mitte der vierzig war, und sie um die zwanzig herum, oder war's, weil sie vielleicht gar die Letzte sein sollte, die Letzte in seinem Leben? . . .

In so einer Stimmung, zwischen den glücklichsten und sonnigsten Tagen, bekamen sie einmal des Morgens beide viele Briefe. Sie schichtete sie, die einen links, die andern rechts vom Frühstücksteller; die einen Ge-

schäft, Theater, die andern von guten Freunden. Einen einzigen steckte sie in die Tasche. Er hatte seine alle zusammen weggeschoben, für irgendeine spätere Stunde. Sie wollten Tennis spielen gehen, zu zweit, denn in dem einen Monat sprachen sie ja mit keinem fremden Menschen. Aber der Brief, den sie in die Tasche gesteckt hatte, brachte es mit sich, dass er keinen Ball richtig werfen und keinen richtig fangen konnte. Schliesslich legte er das Racket weg, kam bis zum Netz.

„Na, wollen wir schon aufhören?"

Er verzog nur den Mund und presste die Handflächen aneinander, was er immer tat, wenn es ihm arg war, etwas zu sagen, und er doch nicht schweigen konnte.

„Na, willst du nicht herüber kommen?"

„Wollen wir an den Strand hinunter? Ich möchte sprechen mit dir."

„Das tun wir ja schon . . ."

„Nein, ernsthaft, wirklich sprechen . . ."

„So?"

Sie gingen zuerst schweigend den Weg, den sie jeden Tag gingen an einer Kirche vorbei, in einen verwilderten Garten. Dort setzte er sich auf eine Bank. Sie blieb vor ihm stehen. Er sagte noch immer nichts, und sie sah zu, wie er die Hände aneinander presste. Schliess-

lich öffnete sie langsam ihre Ledertasche und nahm den Brief heraus.

„Also der Brief ist es?“

„Ich habe dich nicht gefragt, von wem du Briefe bekommst.“

„Nein, du fragst nicht, natürlich nicht. Aber ich weiss doch, dass Du . . . Und ich will dir etwas versprechen. Wir wollen den Brief da liegen lassen, ungeöffnet liegen lassen, die ganze Woche, die wir noch hier zu sein . . .“

„‚Die wir noch hier zu sein h a b e n.‘ Wolltest du das sagen? Ist es schon ein Zwang für dich?“

„Es ist kein Zwang für mich, und es kann nie ein Zwang für mich sein. Dann würde ich fort gehen, trotz allem . . . Da hast du’s. Das ist es. Das solltest du wissen, und dass du’s nicht weisst, das ist schlecht für dich, und das ist schlecht für mich. Darum drückt dich der Brief, darum bist du misstrauisch, und mit der Zeit machst du mich auch unsicher.“

Nun hatte sie sich auf eine Bank gegenüber gesetzt. Sie war plötzlich sehr müde geworden.

„Oeffne du nur ruhig deinen Brief, ich habe ja meine auch . . .“

„Ja, du hast deine auch, nur, dass die mich nicht quälen. Trotzdem . . . Aber wir wollen es lassen. Versprich mir, dass wir die eine

Woche dieses Gespräch nicht mehr führen wollen!“

Aber sie hielten beide ihr Versprechen nicht, bis sie ihm dann einfach den Brief geöffnet hingab, und er darin las, was jeder seiner Frau, wenn sie ganz regelrecht verheiratet wären, hätte schreiben können. Und dann hätte es auch nichts gemacht, wenn sie nämlich seine Frau gewesen wäre. So sagte er es ihr auch. Sie antwortete ihm nichts mehr.

Unter seinen Briefen war aber auch einer gewesen, der sie hätte kränken müssen. Von jener schönen Berliner Frau, die ihn gern einmal einen Tag auf der Reise getroffen hätte.

„Erinnern Sie sich,“ schrieb sie, „dass unsere besten Tage, unsere besten Stunden auf einer Reise gewesen sind, trotzdem wir beide in Berlin leben. Nun, ich reise wieder einmal, diesmal allein, und da ich nicht weiss, wo Sie gerade sind, vielleicht kommen Sie in meine Gegend? In vierzehn Tagen will ich in Salzburg sein. Ich kann es mir einrichten, ein paar Tage dort zu bleiben. Passt's aber nicht zu Ihren Reiseplänen, dann — schönen Sommer!“

Er dachte zuerst gar nicht daran, auf diesen Brief der Nizzaer Freundin etwas anderes zu antworten als ein paar Worte. Wozu denn auch? Die war klug, fast weise, nahm das Glück, nahm die Liebe, nahm die Freude der

Sekunde und fragte dann nicht mehr. In Berlin war sie eines Tages nicht mehr gekommen, trotzdem er sie erwartet hatte, weil sie Marias Bild auf seinem Tisch gesehen hatte; aber in dem Brief, in dem sie ihm schrieb, dass sie nicht kommen könne, war nichts von Abschiednehmen und nichts von Tragik gewesen.

Jetzt? Sie soll allein in Salzburg flirten, oder vielmehr nicht allein, es wird schon irgendwen geben . . .

Als sie aber nach Berlin zurückgekommen waren, da erzählte er doch Maria eines Tages, dass er nach München müsse, zu diplomatischen Besprechungen, und blieb auf dem Wege in Salzburg. Er war schon wieder fort von dort, richtig in München, als er eines Morgens einen Brief von Maria bekam, einen der ganz wenigen, die sie einander geschrieben hatten, und auf diesen Brief antwortete er:

„Mich kränkt es, dass Du so zornig bist oder besser, dass Du Dich wohl geärgert hast, allein ich verstehe das nur ganz von der Ferne. In der Erinnerung an meine eigene Art begreife ich ein wenig, nicht allzu viel von Deinem Zorn, von Deinem Brief. Ich habe ihn bekommen, wie ich schon hier war, und morgen wäre ich auf dem Rückwege zu Dir gewesen. Nun warte ich doch lieber noch eine Weile, bevor ich fahre, oder besuche, kein allzu grosses Ver-

gnügen, meine alte Exzellenz in Oberbayern auf ihrem Gut.

„Ich bin doch, junge Dame, ein freier Mensch? Und frei sein heisst, nicht wahr? viel mehr als tun dürfen, was man will, heisst nämlich auch, sagen dürfen, was man will und verschweigen, was man will. Ich bin auf Reisen, wenn's mich treibt, mit wem's mich treibt, natürlich, sag's aber auch, verschweig's, wie mich die Laune, der Reiz der Sommerstimmung und tausend andere Dinge mehr heissen. Mir ist es jetzt schön, ja wirklich heiter, mein Leben, ohne es je zu verhüllen und auch ohne den Zwang, alles, alles einer Frau im Norden, oder wo es gerade sein kann, mitzuteilen, zu verleben, zu verlieben fast, dann anderswo zu sein und anderer Menschen Art zu geniessen. So ist's jetzt, so lebe ich jetzt, hab's eigentlich von Dir wiederum gelernt. Ich hatte schon vergessen, dass man so sein kann; aber ein englischer Sommermonat ist ein guter Lehrmeister, und nun habe ich gewählt zwischen der Ruhe einer Beziehung und der Fülle der Gesichte. Vielleicht töricht gewählt, vielleicht aber auch nach allen Möglichkeiten meiner Natur die einzige. Jedenfalls, jetzt lebe ich so, und da ich heiter bin, wird's wohl meiner Natur entsprechen, worauf es, junge, zornige Frau, ankommt. Ich schäme mich auch nicht, was Du

in Deinem Briefe sozusagen verlangst. Scham! Ich weiss wirklich nicht, wo meine ist. Mag sein, ich habe keine. Die Frau aber, die ich in Dir liebe, und die Du doch warst und, nicht wahr, noch bist, die hätte nicht fragen sollen, wo ich zwischen Berlin und München gewesen bin, so wenig als ich fragen durfte, wissen musste, was in Briefen steht, die Du bekommst. Ein anderer Tag und andere Nächte. Es hätte auch anders sein können. Du wolltest nicht. Der Stolz, der gute, alte Stolz war da. Nun ist's eben so. Und die lieben, lieben Leute, die Dir's geschrieben haben, wo und wie ich jetzt reiste, — wie ich ihre Neugier, ihren Klatsch, ihr teures Interesse an mir ehre und liebe! Nur sie sind zu eifrig. Mir aber und — bist Du nämlich, wer Du mir warst, auch heute noch. Auch Dir können sie doch nicht an. Ich höre sie eigentlich schon lange nicht mehr. Höchst selten, wie jetzt das eine Mal greifen sie mir hinein in meine Pläne, in meine Wünsche. Machen Dich traurig, was mir leid tut, aber sonst? Wir schalten doch, ich und Du, jetzt selber über unsere Gegenwart, unser Tun und Lassen, Sagen und Schweigen, entscheiden, wählen selber unsere Wege. Auch ich spreche jetzt mit weniger belegter Stimme, — erinnerst Du Dich an diesen Ausdruck? Und begreife nun auch eher, wie man das Leben trägt. Dar-

um sagte ich auch nichts, wirklich nichts gegen all' die Vorwürfe Deines zornigen Jung-Frauenbriefes, dass ich mich an Dich gedrängt, Dir Deine Freunde genommen und Dich nun allein lasse, Dir Dein Leben zerstöre. Nein, Kind, nein, Kind, ich tue wirklich nicht so viel. Ich lasse die Zeiten kommen, gehen und feiere die Feste, wie sie fallen. Gemach, gelassen und werde nicht einmal böse, wenn eine junge Dame, die ich liebe, in ihrem Brief sehr heftig mit mir ist . . ."

Auf diesen, nicht wenig verlogenen Brief bekam er keine Antwort; nur ein Telegramm, sie sei jetzt in Berlin und warte auf seine Nachricht, wann er komme. Als er dann zurück war, sagte sie ihm sehr weich:

„Warum tust du mir so weh? Macht dir das Freude?"

Ein paar Monate drauf hatte sie in Wien in der Oper zu gastieren. Es war lange vorher bestimmt, und er wäre gern mitgefahren, aber es ging dann nicht. Das Gastspiel wurde verlängert. Er bekam Briefe von ihr, liebe, zärtliche, einmal einen Tag keinen, aber dafür ein Telegramm: „Ich habe so viel zu tun, bald!"

Am nächsten Tage, als er die Abendzeitung ansah, fand er eine Depesche aus Wien: Maria Helferding hätte einen Gastspielvertrag nach Amerika abgeschlossen, für sechs Monate. Ihre

Verpflichtungen zur Berliner Oper seien gelöst, für ein Jahr wenigstens. Schon im Januar reise sie hinüber . . .

Als er nach Hause ging, wusste er, so unwahrscheinlich die Meldung klang, die er aus der Zeitung empfangen hatte, — wahr war es. Auf seinem Tisch lag ein Telegramm, die Zeitungsnachricht bestätigend.

Dann kam sie zurück. Es vergingen noch Wochen, bis ihr Dampfer ging. Die Nächte waren heiss. Zornige Küsse wehrten ihrem Mund das Sprechen. Zu einer Aussprache sollte es nicht kommen. Er begleitete sie bis nach Cuxhafen, bis auf den Dampfer. Dann kehrte er zurück nach Berlin. Er hatte Angst vor dem Alleinsein, vor diesem Alleinsein, das nicht nur Wochen, nicht nur Monate dauern würde. Für ihn war es ein Abschied. Ob sie es auch wusste? Er hatte sie nicht gefragt. Sie hatten nur darüber geredet, dass sie doch diesen Antrag nicht hätte ausschlagen können, wie günstig er für sie sei. Und dann war sie fort gewesen.

Er hatte das Glück, viel Arbeit zu haben. Dann kam einmal ein langer sehnsüchtiger Brief von ihr, im Dezember. Darauf schrieb er:

„Ja, nun habe ich wieder einmal einen Brief von Dir. Du hast ihn an einem kalten Winterabend, doch zu schreiben Dich entschlos-

sen, und ich bekomme ihn gerade zwei Monate nach Deiner Abfahrt, an einem Montag, so um fünf Uhr herum, an demselben Tag, zur gleichen Stunde, die es war, als Dein Schiff wegging. Und ich spreche mit Dir, weil wir es damals nicht getan haben, spreche so mit Dir, wie ich es damals vielleicht nicht gekonnt hätte. Nein, ich denke nicht daran, Dir zu verbieten, mir zu schreiben, wenn's Dich doch einmal dazu treibt. Du tust's dann, wie Du manchmal an grauen oder auch an sonnigen Tagen zu mir gekommen bist, in Monaten, die längst vergangen scheinen, an die nur ein Herzschlag dann und wann erinnert. Ich bin im Hotelzimmer gesessen, oder auch in Berlin in meiner Wohnung, in meinem grossen Stuhl, vor meinem grossen Tisch und habe unten Schritte kommen gehört. Das eine Mal bist Du rasch und gern gekommen und an anderen Tagen, jetzt in der letzten Zeit, doch oft mühsam, bist erst nach einer Weile wieder jene Frau geworden, die ich liebte und damals doch noch nicht so gut kannte. Von der ich heute wohl mehr weiss. Oder das Telephon hat geklingelt. Du hast abgesagt, hast anderes zu tun gehabt, oder auch nur Angst, etwas zu verlieren aus Deinem reichen Leben. Von dieser Angst, die Du immer gehabt hast, ist keine Stunde unseres gemeinsamen Lebens befreit

gewesen. Immer hast Du gefürchtet, etwas Teureres zu verlieren, all das andere, Deine Kunst, Dichselbst. Und sogar dieser Brief, den ich Dir hier in eine fremde Stadt, in irgendein gleichgültiges, gewiss sehr komfortables Waldorf Astoria-Hotel-Zimmer schicke, wird gewissermassen in ein kluges Versteck wandern (trotzdem Du ihn g e w o l l t hast), und nur zu jener Zeit herausgeholt und von Dir gelesen, in der er nichts Wichtigeres, Deinem Leben Wesentlicheres zu gefährden vermag. Ich habe nichts vergessen, die einen Stunden so wenig wie die anderen. Ich habe sie zu Ende leben müssen, in einer letzten Nacht, da Du von mir gingst, an einem grauen Abend, nachdem Dein Schiff gegangen war, und ich allein im Zug sass, um in eine Stadt zurückzufahren, in der mich niemand erwartete. Mich hat kein Freund, kein Mensch, keiner, der mich liebt, in diesen Tagen angesehen. Ich habe mit keinem sprechen wollen, und so habe ich gelernt, die äusserste Neige zu trinken und nichts zu vergessen. Ich habe mein Leben weiterzuführen angefangen und weiss nicht recht, ob Du von den Briefen, die ich Dir vielleicht schreiben werde, etwas haben kannst. Gewiss kann ich noch immer feine und wahre Dinge sagen, aber die feinen, von denen Du schreibst, dass Du sie haben willst, die denke ich mir

jetzt nur noch für mich allein aus in endlosen, einsamen Nächten, und die wahren? Die sind nicht gut für Dich! Auch dieser Brief ist das nicht, trotzdem Du sagst, Du bist frierend in Deinem Zimmer (mit Zentralheizung) gesessen und bittest, ich soll Dir was Gutes sagen. Ich habe nichts Gutes in meinem Leben jetzt und kann darum auch nichts Gutes weggeben.

„Ja, es ist wirklich noch kein halbes Jahr her, dass wir beide es nicht für möglich gehalten hätten, dies werde kommen, so kommen, und wirklich erst zwei Monate, zwei ganze kurze Monate, seitdem wir ohne Abschied Abschied nahmen. Damals schien es Dir wohl nicht so schrecklich, dass es aus sei. Es müsse so sein. Du könntest gar nicht anders als diesen Antrag annehmen. Dann sagtest Du noch all das so Gescheite, so Unwiderlegliche, all diese richtigen Dinge der Wirklichkeit. Nur das eine hast Du nicht gesagt und ich nicht, dass Du weggehst, um zu mir nicht wiederzukommen. Aus Amerika kommst Du vielleicht bald zurück, zu mir nicht. Und nun brauchst Du liebe, gute, nichts gefährdende Briefe von einem Menschen, der in Deinem Leben nichts mehr zu suchen hat, wenn er auch so viel in ihm gefunden hat. Aber hast Du nie in Deiner Klugheit eingesehen, dass irgendwo die letzte Grenze dessen hätte sein müssen, was eine Frau

durch Schweigen einem Manne tun kann? Denk doch, wie Du aus Wien zurückkamst, an jene erste Viertelstunde, wo Du mir nur erklärtest: „Es muss so sein." Ich wusste es, und Du bestätigtest es. Es ist so gewiss, wie irgendwas Menschliches, dass Dir anderes, Dein Beruf so viel bedeutet, dass ich allein gelassen werde, dass Du mir die letzte Kränkung, es aus der Zeitung zu erfahren, nicht hast ersparen können. Ich weiss manchmal nicht, ob ich nicht auf einen Mann eifersüchtiger wäre. Man könnte vielleicht kämpfen. Man könnte sehen, wer von uns beiden weg muss. So aber, so wie wir beide in der ersten Stunde unserer Begegnung gewusst hatten, dass ein Schicksal uns binden würde, so musstest Du auch jetzt so gut wie ich wissen, dass ich nicht der Mann bin, nicht der Mensch, von dem man auch nur erwarten kann, dass er im Leben einer Frau a u c h e t w a s ist. N e b e n Deinem Beruf und n e b e n Deinem Singen, n e b e n Deinen Freunden. Im Wesen bin ich wohl der andere Mann, der äusserlich vielleicht betrogen werden, innerlich nicht ein Ding neben andern sein kann. Da ist kein Stolz und keine Eitelkeit. Ich kann's nur nicht, hab' zu sehr gelitten und von Dir gelernt, in ernsten Stunden nichts anderes zu schreiben, als was mir eben das Gefühl gibt.

„Um diese Stunde sitzt Du wohl in der Garderobe. Ich werde bald essen gehen. Dann in den Klub. Ich sage nicht, dass ich nun ständig an unsere Tage denke, nein, aber der Mensch, der ich nun bin, ist doch wieder so anders als der, der einmal in eine Gesellschaft kam, um Dir zu begegnen, und das fällt mir von Zeit zu Zeit auf. Ich bin nicht zufrieden und nicht unzufrieden, dass das so ist. Mir verblasst nichts. Die Marke in der Natur bleibt.

„Das ist gewiss nicht der Brief, den Du erwartest. Ich habe ihn für mich geschrieben, wie wir beide ja nur alles für uns selber getan haben und tun. Von ‚Nicht böse sein', oder von ‚Böse sein', von Beidem kann nicht die Rede sein, das ist die Sache von Leuten und für Leute, die einen andern Menschen nicht spüren können. Ich habe Dich an jenem Montage vor zwei Monaten ein letztes Mal so fest gespürt, dass kein Brief mir von Dir etwas Neues mehr sagen kann. An jenem Tage, an dem ich auf dem Potsdamer Platz zufällig in ein Zeitungsblatt blickte und das Telegramm über Dein Glück las, hattest Du Dich entschieden, und Du solltest nun wissen, dass Du mich zu Deinem übrigen Leben dazu, für Ferientage, Urlaubswochen nicht haben kannst."

Die Junitage dieses Jahres waren schwer für die Herren im Auswärtigen Amt. Der Himmel war, wie man sagte, bewölkt, und manchmal hatte Max, an seinem Schreibtisch sitzend, das Gefühl, dass er denn doch in einer stärkeren und grössere Verantwortung verlangenden Weise als die übrigen Volksgenossen mit den Geschicken seines Vaterlandes verknüpft sei. Mehrere Wochen lang wurde es spät nachts, bis er vom Chiffrieren und Dechiffrieren der Depeschen, von Besprechungen und vom Abfassen der Noten nach Hause kam. Und erst, als es voller Sommer geworden war, löste sich die Spannung, lief alles wieder im gewohnten Gleise, und er konnte nach vielen Nächten, die seine Nerven stark angegriffen hatten, daran denken, in längerem Urlaub Erholung zu suchen. Und da erinnerte er sich an die starke Luft, das herbe Meer, das ihm in einem früheren Sommer die Wohltat des Schlafes geschenkt hatte, dieselbe, die er nun wieder suchte. Er sehnte sich, wieder allein da

zu liegen, auf den Horizont hinauszuschauen, nach den Schiffen zu spähen, vielleicht auch jenes sonderbare gemischte Spiel leichtsinniger Menschen und schön geputzter Frauen aus allen Ländern eine Weile mitanzusehen oder gar ein wenig mitzumachen, das er im vorigen Jahre mit wenig heiteren Gefühlen betrachtet hatte.

Also Ostende! Und diesmal ging er von allem Anfang an in das Hotel draussen am Meer an der äussersten Grenze der Stadt.

Und nun ist das letzte Kapitel zu erzählen. Ist schlicht und kurz, wie ja der Bericht einfacher Lebensvorgänge immer sein kann, mitzuteilen, wie sich die Wünsche eines Menschen, der nicht hoch über, aber auch nicht unter den Deutschen seiner Zeit steht, zur Erfüllung rundeten, als er bereits hoffnungslos an eine leere Existenz für seine Zukunft glaubte und sich einbildete, ein solches Schicksal resigniert hinnehmen zu müssen. Nun war er nicht mehr von Plänen getrieben, suchte nicht mehr, und vielleicht ist ihm gerade das zum Guten gewesen. Denn mancher Weg wird leichter zum Ende gegangen, zum guten Ende, wenn der Wanderer nicht immerfort nach einem allzuoft ersehnten Ziele späht und allerlei Dinge für Wegweiser hält, die ihm eben nur der Zufall entgegengestellt hat. Menschen vermögen einander heute zu finden, wenn sie gestern noch blind aneinander vorbeigegangen sind, wenn auch jeder von beiden gerade dieses Menschen Art gesucht hatte. Und

sie reichen sich erst die Hände, wenn dann schon keiner mehr ans Suchen denkt.

Während jener Herr von Engelhardt, der ausgezogen war als moderner Ritter, Brautschau zu halten, die Freiheit des Innern, die Sicherheit im Leben und seinen Entscheidungen so sehr eingebüsst hatte, gerade weil er sein Herz in eine bestimmte Richtung hatte zwingen wollen, dass keine Frau ihm zu Vereinigung, Hoffnung, Kameradschaft, Kindersegen und Glück, vor allem aber zu später Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit geeignet schien, konnte es geschehen, dass einer, der nur ruhig im Sande liegt und mit den Händen die warmen, reinen Körner hebt und wieder fallen lässt, ohne zu suchen, findet.

Zusammengehörigkeit mit einem Menschen — das war es ja, was er, wenn er recht zurückdachte, seit so vielen Jahren immer gesucht hatte und als Wertvollstes empfunden. War auch das Ziel stiller und oft verborgener Wünsche in diesem letzten Jahr gewesen, das vom gelben Herbst in den weissen Winter, vom ersten Glanz der Frühlingssonne bis zu den Sommertagen langsam und zäh dahingeflossen war. Das schien das einzige, was das Leben wirklich lebenswert machen konnte. Denn so oft er es sich auch vorsagte, dass er neben seiner Arbeit Geselligkeit in Fülle hatte, wie-

der mit Männern sprechen konnte, scharmante Freundinnen hatte, die als Hausfrauen ihm die kleinsten Wünsche erfüllten und zum Weihnachtstage sogar ein Bäumchen aufgeputzt und ihm in die Wohnung geschickt hatten — es war doch Lüge, Selbsttäuschung. Sie hatten ja alle so viel mit sich zu tun, hatten Kinder, die krank wurden und gesundeten, Männer, die Sorgen hatten, Männer, um die sie sich sorgten. Und für ihn hatte man — auch sie, an die er nicht denken wollte, und die nun vielleicht schon wieder in Europa war — nur Zeit an festgesetzten, vorher bestimmten Tagen. Was half das? Wenn er gerade sprechen wollte, wirklich sprechen, konnte es ja doch fast nie sein. Was blieb übrig? Höchstens in die Weinstube gehen zu sehr feinen, sehr höflichen, auch sehr klugen Männern, die ihn aber verwundert angeschaut hätten, wenn er je ein Wort von dem gesagt hätte, was ihn erfüllte. Der Onkel war ohne ein Wort gestorben, und so würde er wohl selbst auch sterben. Vielleicht kommt dann der Kleine um ein paar Stunden zu spät in irgendeine Provinzstadt, wo er als Pensionist mit einem schönen Titel ein geruhsames Leben führt. Das waren nun so böse Gedanken auf der Reise gewesen, bis er nach Köln kam, in den Schlafwagen kroch und am nächsten Tage ein bisschen im Haag

herumbummelte. Schöne Bilder, elegante Häuser, aber was mag hinter den einsamen Vorhängen für Einsamkeit wohnen . . .

Spät abends kam er nach Ostende. Das Zimmer war bestellt. Der Wagen führte ihn durch die glitzernde Stadt, an den Lichtern des Kurhauses vorbei, hinaus zum Hotel, wo alles still, dunkel, einsam war. Er stand dann noch ein paar Minuten am Fenster, das er geöffnet hatte, liess die starke Luft, die im ersten Augenblick seine Lunge fast überwältigt hatte, um seinen Kopf wehen und ging schlafen.

Als er aber am andern Morgen hinunterkam, fiel sein erster Blick wiederum auf die Wandelhalle, in der er so oft gelegen hatte, und auf den grünen Tennisrasen, auf dessen ebener Fläche auch jetzt wieder junge Mädchen und junge Leute die Bälle hin- und herwarfen. Er freute sich des schönen Bildes, bevor er die Stufen zum Meer hinabging und sich wiederum einen Platz zum Träumen suchte.

Es waren schon ein paar Tage vergangen, ohne dass er den Kursaal, den Spielsaal betreten hatte, In diesem Jahre reizte es ihn gar nicht. Er mochte lieber mit ein paar Hotelgästen, die so wie er die gute Luft und einen starken Schlag der Wogen gesucht hatten, sprechen. Und unter diesen war ein junges Mädchen mit

ihrem Vater, Deutsche. Sie hatte er am allerersten Morgen schon gesehen; sie war unter den Tennisspielerinnen gewesen. Ganz jung und ohne Mutter. Das hatte ihm der Portier gesagt, der am Portal stand und gewöhnt war, über mancherlei Gäste mancherlei Auskunft zu geben. So wusste Herr von Engelhardt auch in den ersten Minuten schon das Notwendige. Die Herrschaften waren auch im vorigen Jahre dagewesen. Es war ein alter Herr — natürlich der Vater, Minister in Pension, Wohnort Kassel — und Tochter. Man verkehrte nur mit Deutschen, hielt sich von der internationalen Gesellschaft aufs sorgfältigste fern.

Und dann machte Max, dem es in früheren Jahren so unmöglich geschienen war, in diesen neuen grossen Hotels und bei unsern modernen Lebensbedingungen, Fremde von guter Art kennen zu lernen, auf das leichteste die Bekanntschaft des Vaters und der Tochter.

Wie er, hielten sie sich, wenigstens den Tag über, von der Spielatmosphäre fern. Nur abends schickte der alte Herr seine Tochter ja manchmal schlafen, und Max begegnete ihm im Cercle. Den Vormittag aber lagen sie oft alle drei im Sand oder in jener Wandelhalle, auf die Stühle gestreckt, und sprachen. Man hatte viele Bekannte, hatte das gleiche Blut, und manchmal genügte ein halbes Wort, wo

andre eine Viertelstunde hätten sprechen müssen. Das Sonderbarste war für Herrn von Engelhardt, dass dieses junge Mädchen, das er nun Tag um Tag kaum für ein paar Stunden verliess, wie sich herausstellte, auch vor zwei Jahren in ganz denselben Wochen wie er dagewesen war. Das sagte er ihr auch.

Sie lachte.

„Vor zwei Jahren? Da war ich ja ein Kind, hatte fast noch kurze Röcke, und die Gouvernante war mit. Voriges Jahr noch hab' ich mit keinem Menschen reden dürfen — mit keinem M a n n e natürlich. Und auch mit den schönen Amerikanerinnen nicht. Finden Sie sie nicht schön, diese Amerikanerinnen und Engländerinnen?" fragte sie.

Max lächelte.

Sie verstanden sich sehr gut und konnten über alles reden. Der frische Ton, den dieses Mädchen hatte, machte es, dass auch Max mit freier Stimme erzählen konnte. Und dann fing er sogar an wieder Tennis zu spielen, was er zehn Jahre nicht getan hatte. Und in einer Nacht wusste er, dass er das Kind ganz einfach lieb habe. Nur traute er sich nicht recht, ihr davon zu sagen, wagte auch nicht recht, es sich selber einzugestehen. Dachte an jene andre unten in Aegypten, an jenes Gespräch an einem Vormittag, dass er



jetzt vielleicht schon länger als ein Jahr mit einer andern hätte verheiratet sein können, wenn jene andre nicht so aufrichtig gewesen wäre. Wie es aber geworden wäre ... Und noch eine hatte er ja geliebt ... Und durfte er das Geschenk dieser Jugend für sich erwarten? ...

Dann aber gingen sie einmal den Strand entlang, nicht oben auf der Strasse auf dem Pflaster, sondern unten im Sand, suchten Muscheln, wie's die Kinder tun. Gingen lange Stunden, trotzdem die Sonne nicht schien, und ein böser Wind von Osten her den Regen ihnen oft ins Gesicht sprühte.

Als sie aber zurückkamen, wussten sie, dass sie beieinander bleiben würden. Und als der Vater sie fragte, woher sie das denn wüssten, woher sie denn diese Sicherheit hätte, schwieg sie.

Und als er vom Heiraten, vom Termin der Hochzeit sprach, da sagte er — und sie lächelte dazu —:

„Ja, Hochzeit machen, das können wir ja auch ..."

Und später konnte sie nichts andres sagen, als dass sie es beide in der ersten Stunde schon gespürt hätten, dass sie es nun eben versuchen wollten, sich ein wirkliches Leben zu schaffen. Und Max sah das junge, helle Kind an und sagte sich, dass er jetzt, nachdem

er ohne viel Fragen und Zaudern eine Hand gefunden hatte, die sich ungesucht in die seine gelegt hatte, eine Aufgabe vor sich habe: aus dem Kind eine Frau zu machen; sie zu lehren, den Weg, den sie nun gehen würde, und den er vielleicht vor zehn oder fünfzehn oder zwanzig Jahren schon beschritten hatte, auf rechte Art zu betreten, sie nicht allein zu lassen, wenn sie unsicher würde, dankbar zu sein für das grosse Geschenk, das sie beide empfangen hatten: für die grosse, unbesorgte Liebe, die zwei Leute zusammentut ohne Nachdenken, ohne viel Fragen. Weil ein Blick mehr sagt als tausend Antworten, und der Schlag des Herzens sicherer spricht als alle Ueberlegung.

VON **W. FRED**

IST BISHER U. A. ERSCHIENEN:

DIE PRAE-RAPHAELITEN 1900

BRIEFE AN EINE JUNGE FRAU 1900

GIOVANNI SEGANTINI 1901

MODERNES KUNSTGEWERBE 1902

LEISE DINGE 1903

ROMAN EINES GLOBETROTTERS 1903

DIE WOHNUNG 1904

PSYCHOLOGIE DER MODE 1905

MADRID 1905

DIE STRASSE DER VERLASSENHEIT. ROMAN 1906

INDISCHE REISE 1907

SALZBURG 1908

LITERATUR ALS WARE 1910

DER LETZTE WUNSCH UND ANDERES 1911

LEBENSFORMEN. ANMERKUNGEN ÜBER DIE TECHNIK DES GESELLSCHAFTLICHEN LEBENS 1911

Im gleichen Verlage erschien von demselben Verfasser:

LEBENSFORMEN

Anmerkungen über die Technik des gesellschaftlichen Lebens. Vierte Auflage. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50

„Der Verfasser hat ganz recht, wenn er sein Buch ein nützliches nennt ... Vorzüglich sind die Bemerkungen, die sich mit der Moral, „einem andern Wort für Konvention“ beschäftigen, und die Lebensregeln, die sich aus den allgemeinen Sentenzen entwickeln, gehören zu jenen klugen, mit denen sich Leute von Welt entschieden befreunden müssen ... Über Schönheit und Mode hören wir viel des Interessanten . . . Der Vorzug guter Manieren und die Schwierigkeit, sie sich so anzueignen, dass sie natürlich wirken, kommen treffend zur Geltung . . . Dies Thema wird durchgeführt auf Gespräch und Posen, auf Reisen und Sport, auf Geschäftsangelegenheiten, kurz beinahe auf alle Fälle, in denen die Menschen gesellschaftliche Verbindungen brauchen ... W. Freds „Lebensformen“ haben mir einige Stunden angenehmer Lektüre bereitet, ich konnte manches Bild daraus gewinnen und habe mir Verschiedenes mit Vergnügen gemerkt. Die psychologischen Feinheiten in der Charakterisierung des modernen, nach Geselligkeit verlangenden und der Geselligkeit nicht gewachsenen Menschen, die durch das ganze Buch gestreut sind, geben ihm einen *besonderen Reiz* ...“
(A. v. *Gleichen-Russwurm* im Berliner Tageblatt.)

„*Das ist ein vortreffliches Buch*, eine Arbeit, wie wir sie längst nötig gehabt hätten in Deutschland ... Immer originell, immer geschickt gliedernd, zeigt W. Fred, wie sich der Mann, wie sich die Frau in jeder Lage des Lebens zu verhalten hat; aus der Situation heraus kommen seine Gedanken, anregend reizen sie zum Weitersinnen. Dieser Schriftsteller ist *ein Künstler in der Form*...“ (v. *Winterfeld* i. d. Nat.-Ztg.)

„Was Fred aus der Vergangenheit aller Kulturen plaudert über Sitten, Manieren, Kostüme, Schönheitsmittel, über Spiel und Tanz, über Kochkunst und Esskunst, das bestätigt einen geschmackvollen Sammler alten Wissens. Seine Beobachtung empfiehlt sich durch

Zuverlässigkeit . . . Sein eigentliches Feld ist die gesellschaftlich noch unorganisierte Bourgeoisie, die es sich leisten kann, gut zu leben und die zu den höheren Gesetzen des guten Masses und des wählerischen Geschmackes befördert werden soll . . . Wer in die Welt eintritt, wird das Buch nicht ohne Nutzen lesen; wer sie schon kennt, nicht ohne Anregung. Denn man hat öfter das Vergnügen, aus eigener Erfahrung zuzustimmen, zuweilen auch das noch grössere des Widersprechens." (A. Eloesser i. d. Voss. Ztg.)

„Fred ist ein kluger und gescheiter Mann mit vielen richtigen Instinkten und begabt mit dem Sinn für Kultur, der wichtiger ist als alles, was man erlernen könnte, wenn man den Ehrgeiz hat, ein Kulturmensch sein zu wollen. Fred hat den richtigen Instinkt. Er ist, wie sich das bei jedem Lebensweisen von selbst versteht, ein kluger Geniesser, ein Epikureer, der die Trinkschale der Freude im rechten Augenblick zu nehmen und abzusetzen weiss. Ohne es auffällig zu machen, wird sein Lehrbuch der Lebensformen zu einem Leitfaden der Lebensfreude.

(Rudolf Lothar im Lok.-Anz.)

DER LETZTE WUNSCH
UND ANDERE NOVELLEN

Zweite Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

„Es steckt so viel Gutes darin, das man den Kauf des Bändchens und die Lektüre nicht bereuen wird . . . Die Titelgeschichte mit ihrer kapriziösen Psychologie spannt die Erwartungen hoch; aus einer närrischen Idee gestaltet sich ein ungemein fein ausgeführtes Kabinettsstückchen, aus einem Gedanken voll scheinbarem Aberwitz, einem Simplizissimusstoff, wird eine tiefgründige Groteske . . . Der grosse Reiz der Geschichten liegt nicht so sehr im Stofflichen als im Vortrage: im Kompositorischen und in der Art der Ausgestaltung. Der Verfasser ist ein Lebenskenner und ein viver Geist, auch ein ausgezeichneter Stilist. Und da sein neues Buch nur Mk. 2.— kostet, wird es um so rascher Freunde finden." (Fedor v. Zobeltitz i. d. B. Z. am Mittag.)

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.





